

Berliner

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzelne Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
SO. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Spedition:
„Volksblatt“, Deuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Verlags-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Aannahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 41.

Sonnabend, den 11. Oktober 1890.

IV. Jahrgang.

Spießbürgerliche Reformideen zur Lösung der sozialen Frage. — Zur „Sozialreform“.
— Der Kapitalist als Denker. — Offenbarung.
— Eigenerkennung. — Soulangier. — Pader-
elend. — Alkohol. — Christliche Ausbeutung
in Indien. — Produktion und Technik. —
Gedicht. — Novelle. — Aus meinem Bauern-
Spiegel. — Berliner Arbeiter-Bildung. — Der
Kapitalwerth des ländlichen Grundbesitzes.

Spießbürgerliche Reformideen zur Lösung der sozialen Frage.

I.

§. Die Existenz der sozialen Frage wird heute kaum noch von irgend welcher Seite ernsthaft bestritten. Verheimlichung und Vertuschung des furchtbaren Elends und der Dürftigkeit, entnervenden, Geist und Körper tödenden Misere, worin breite Gesellschaftsschichten schmachten, sind längst unmöglich geworden. Dazu liegen die Mißstände zu offen da, und die nicht offizielle Anerkennung derselben seitens der Bourgeoisie, sowie die offizielle seitens der Regierung mußte früher oder später erfolgen und ist erfolgt; zwar in einer Weise, die Umfang und Intensität des sozialen Elends möglichst abzuschwächen sucht, aber nichtsdessenweniger ist die Existenz der sozialen Frage keine Frage mehr. Darüber kann nicht der geringste Zweifel bestehen.

Die soziale Frage ist jedoch nicht allein eine Frage der ausgebeuteten und unterdrückten Klasse. Sie ist kein Phänomen, welches derjenige, der das soziale Elend nicht am eigenen Leibe empfindet, als Unbetheiligter aus gemäßigter Entfernung verfolgen kann, etwa wie man im Theater ein Schauspiel behaglich in seinem Parquetstisch zurückgelehnt in aller Ruhe durch das Opernglas betrachtet. Das Elend ist nicht nur das Elend, es bedeutet zugleich die schließliche Empörung des Elends. Die soziale Frage ist daher nicht nur eine Existenzfrage der unterdrückten Klasse, sondern auch eine Existenzfrage der herrschenden Klasse.

Diese unangenehme Rehrseite der Medaille kommt der herrschenden Klasse immer mehr zum Bewußtsein, sie mußte denn ihre Augen verschließen. Gleichviel, ob sie es für Recht hält oder nicht, daß das Proletariat immer dringender und ungeduldiger seine Forderungen stellt, sie muß mit den Thatfachen rechnen. Die Dinge werden ernsthaft. Die proletarische Bewegung schwillt beständig, besonders bei uns immer drohender, fast sprunghaftartig. Es muß unbedingt etwas geschehen, das sehen sie ein. Aber was? Darum handelt es sich. Ja, zum Teufel, was in aller Welt?

Gewalt- und Unterdrückungs-Maßregeln haben schmählich Fiasco gemacht, damit geht es also nicht. Dieser schöne Ausweg ist leider als aussichtslos verurteilt. Eine andere Antwort auf die proletarischen Forderungen scheint erforderlich. Nunmehr stehen die kleinen und die großen Bourgeoisie erst recht vor einem unlösbaren Räthsel. Eines steht aber fest: Zur Erfüllung der proletarischen Forderungen werden sie sich nicht verstehen; niemals werden sie sich zur Annahme eines Vorschlages verstehen, der sie ihre soziale Position als Bourgeoisie opfern müssen.

Aber auch Konzessionen, welche die Interessentkreise der Bourgeoisie nur im Entferntesten fördern könnten, sind von derselben nicht zu erwarten. Sie wiedersezt sich standhaft selbst denjenigen Forderungen, die durchaus auf dem Boden der heutigen Gesellschaft stehen, die Grundursache der heutigen Misere gar nicht berühren. In dieser Hinsicht unterscheidet sich unser Kleinbürgertum kaum von unserem Großbürgertum, trotzdem gewisse starke wirtschaftliche Gegensätze zwischen beiden existieren, und in anderen Ländern bei der vorliegenden Frage auch zum

Ausdruck gelangen. Bei uns hingegen nimmt Kleinbürgertum wie Großbürgertum in dieser Frage denselben bornirten Standpunkt ein, und wenn irgendwo, so ist hier der deutsche Proletariat dazu berechtigt, seine gesamte Gegnerschaft als reaktionäre Masse zu bezeichnen, wiewohl sich seine politische Taktik nicht hiernach, sondern nach den jeweilig vorhandenen Umständen richten mag.

Unserm Spießbürger stellt sich die soziale Frage daher als das alte Problem dar, den Pelz zu waschen, aber ihn nicht naß zu machen. Gewiß, man kann seiner Versicherung unbedingten Glauben schenken, daß er die soziale Frage nur zu gern aus der Welt schaffen möchte. Das geschieht in der Erkenntnis, daß seine Ruhe und Sicherheit davon abhängen. Denn nicht etwa nur das Mißgefühl für die Bedrückten, welches wirklich vorhanden sein mag, sondern das eigene Klasseninteresse gebietet ihm, irgend etwas zu thun. Aber seine bornirte Vorstellungswelt, die auf einer unglaublichen Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse beruht, verhindert ihn, die tiefer liegenden Ursachen des Massenelends zu erkennen, und sein Klassenegoismus macht es ihm zudem unmöglich, auch nur das kleinste Opfer zu bringen. Jeder Vorschlag ist annehmbar, wenn es nur kein Opfer ist. Klassenbornirtheit und Klassenegoismus sind daher jedem Reformplane an die Stirn geschrieben, der von dieser Seite gemacht wird, gleichgültig, ob er in gutem Glauben an seine Wirksamkeit ausgeht wurde oder nicht.

Da der Spießbürger nicht den inneren Zusammenhang in dem wirtschaftlichen Elend sieht, welches auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens zugleich hervortritt, so faßt er jede Erscheinung als Einzelercheinung, sucht sie allein aus ihr selbst zu erklären und demgemäß auch zu kurieren, ohne sich an die tiefer liegende, immerfort wirkende Ursache derselben zu kehren. Er sieht nicht ein, daß eine Maßregel, soll sie anders den gewünschten Erfolg haben, wieder eine andere umfassendere Maßregel erheischt, diese wiederum eine andere und sofort, bis er zuletzt vor einem gesellschaftlichen Gebäude steht, welches auf einer gänzlich anderen Grundlage ruht als das jetzige.

Diese Konsequenzen zu ziehen ist der Spießbürger vollständig unfähig. Anstatt: Weg mit dem ganzen System! heißt es bei ihm: Hier ein Pflasterchen, da ein Pflasterchen, und von den armseligsten Bagatellen erwartet er Wunderwirkungen.

Wir haben es hier nicht mit den akademischen Beihilfpriestern und Klopfflechtern der heutigen Wirtschaftswelt zu thun. Man merkt ihrem hohlen fittlichen Pathos zu sehr das Gemachte, Einstudirte, mit Fleiß und allerhand Rücksichten Zusammengedrechselte an. Die eigentliche und ursprüngliche Denkungsweise des Spießbürgertums kommt bei ihnen nicht zum Ausdruck.

Eine lätzlich erschiene Broschüre, welche den Titel führt: „Elend und Zufriedenheit, über die Ursachen und Abhilfe der wirtschaftlichen Noth“ von Leopold Heller (Dresden und Leipzig, 1890.) ist dagegen ein vortreffliches Beispiel jener Litteratur, welche die Ansichten des bornirt naiven Spießbürgertums über die Lösung der sozialen Frage vertritt. Der Verfasser verkörpert in sich die Gestalt eines idealen Durchschnittspießbürgers, einerseits insofern, als er an geistiger Fähigkeit und Beweglichkeit, an Kenntniß und Verständniß der wirklichen Welt weder über noch unter dem Niveau des gewöhnlichen Durchschnittspießbürgers steht, andererseits insofern, als er sich die verschiedensten Rezeptchen und Mixturchen, die das Hirn seiner Mitpießbürger zur Heilung der vielen Wunden am heutigen Gesellschaftskörper erfand, unterschiedslos zusammengebort hat. Daß sein Buch an Unbedeutendheit nichts zu wünschen übrig läßt, ist selbstverständlich, aber als Gedanken Ausdruck einer gewissen Klasse verdient es immerhin Beachtung.

Eine soziale Frage als einheitliches Ganzes kennt Heller, wie schon oben von dem Spießbürgertum im Allgemeinen ausgeführt wurde, natürlich nicht, da ihm

der innere Zusammenhang zwischen den verschiedenen Erscheinungen, in denen sich das wirtschaftliche Elend dokumentirt, verschlossen bleibt. Er sieht daher so viele soziale Fragen, als er Uebel in unserer Gesellschaft entdecken kann. Die Ueberarbeit, die Arbeitslosigkeit, die Wohnungsüberfüllung, die industrielle Ueberproduktion, die miserable Ernährungsweise der unteren Klasse, der Luxus der oberen Klasse, der Alkoholismus u. s. w., sind ihm lauter besondere soziale Fragen, die er auch demgemäß jede besonders löst mit Rezepten, deren Gemeinsames für seine Anschauung allein darin besteht, daß sie „natürlich“, „naturgemäß“ sind. Hören wir den Herrn an!

Die soziale Frage ist „zuerst eine Magenfrage, da die Befriedigung des Hungers alle andern menschlichen Triebe in den Hintergrund drängt“. Unzweifelhaft. Sie ist die Frage der Fragen. Heller läßt es nicht an kräftigen Worten fehlen, um die herrschende Noth zu schildern:

„Ungezählt ist der Jammer derjenigen, welche im Bestreben, ihrer Familie das tägliche Brod zu schaffen, grau werden vor Sorgen, welche verzweifeln im Kampfe ums Dazem. Viele Exzessive des Waaehandes gehen alljährlich zu Grunde und vermehren das Proletariat. Viele leiden Hunger; dabei ist das Getreide unverkäuflich“ u. s. w.

Die Magenfrage handelt es sich nun zu lösen. In diesem kritischen Moment greift jeder Spießbürger, durch die vorangegangenen kräftigen Worte geängstigt, unwillkürlich nach seinem Beutel. Zur allgemeinen Belehrung und Veruhigung bemerkt unser Autor jedoch vorher: „Wir verstehen unter sozialen Reformen nicht, daß man dem einen nehme, um dem anderen zu geben, wie sich zu ihrem Schrecken, zuweilen die bestehenden Klassen die sozialen Reformen vorstellen.“ Die Magenfrage hat also mit dem Geldbeutel nichts zu thun.

Ihr werdet sagen, die Magenfrage, das ist doch in erster Linie eine Einkommensfrage, eine Frage nach der Höhe des Einkommens, für die Arbeiter also augenblicklich eine Lohnfrage u. c. Et, eben dies bestritt Heller; Nichts einfacher als zu beweisen, daß die Magenfrage nicht eine Einkommensfrage ist. Der Bericht des Bränner Gewerbe-Inspektors, Herrn Cerven, konstatirt, daß die Arbeiter ihren Verdienst vielfach für nutzlose Genußmittel verausgaben und sich daher schlecht nähren. Aber man findet auch im Bürgerstande Familien, welche bei verhältnismäßig großen Ausgaben ihre verlorenen Körperkräfte ungenügend ersetzen. Der Statistiker Engel erbringt sogar Fälle von Hungertyphus in den höheren preussischen Beamtenfamilien.“

Ein schlagender Beweis! Es ist nach Heller somit klar, daß die Ernährung keineswegs vom Einkommen bestimmt wird. Die Magenfrage ist eben eine Magenfrage, das heißt eine Frage des Magens, die nur den Magen angeht, wie schon der Name sagt. Zwar kommt Heller auch flüchtig einmal auf „Hungerlöhne“ zu sprechen, wodurch der hungernde Magen doch in bedenklich nahe Beziehung zu den Löhnen gesetzt wird. Aber das macht weiter nichts. Denn die Magenfrage gehört zur Sozialreform; Sozialreform aber bedeutet doch nicht, „daß man dem einen nimmt, um dem anderen zu geben“. Natürlich, sonst würde das Proudhon'sche: Eigenthum ist Diebstahl gar zum Seitenstück erhalten: Sozialreform ist Diebstahl. Und das würde die Sozialreform kompromittiren.

Man sieht, das oben gestellte Problem des zu waschenden Pelzes wird glänzend gelöst. Die Lösung der Magenfrage kostet erstens der besitzenden Klasse nicht einen Pfennig; zweitens aber wird dieselbe, was ja für die Ruhe der besitzenden Klasse äußerst wichtig ist, wirklich gelöst. Denn die Magenfrage liegt, wie gezeigt wird, nicht am Portemonnaie, sondern am Speisezettel. Kurz, die Lösung für die erste Theilfrage der sozialen Frage heißt Vegetarianismus, zu deutsch „naturgemäße Lebensweise“, „die Philosophie der Bescheidenheit“, wie Heller wörtlich sagt.

Wenn ganze Gesellschaftsklassen keine gesunde und ausreichende Nahrung erhalten, so liegt das nach Heller an der höchst unzuverlässigen Verwendung der Ausgaben. Wozu die theure Fleischnahrung, wenn man sich mit anderer weit besser und billiger nähren kann? Es folgt nun ein begeistertes Loblied auf den Vegetarianismus, eine Ode auf das Graubrot, auf das Zukunftsbrot aus Holzmehl und Kleie, auf das Obst, Hülsenfrüchte u.

Der Verfasser „erinnert an die italienischen Arbeiter, an die norwegischen Bauern, an die herkulischen und männlich schönen Lastträger von Konstantinopel, welche Klaviere und eiserne Kassen auf ihren Schultern tragen, an die griechischen Bootleute, an die japanesischen und chinesischen Schnellläufer und endlich an das älteste Kulturvolk, die Indier, welche bei einer mitunter sogar ärmlichen Nahrung ausdauernd, gesund und relativ glücklich sind“. Was die Millionen verhungerten Baumwollweber in Indien anbetrifft, so haben diese wahr-scheinlich den Vegetarianismus so weit getrieben, ihre Nahrung auf die in der Luft herumliegenden Pilze, Bazillen und andere Mikroorganismen zu beschränken. Das war freilich ein Fehler. Daß der von einer Hand voll Reis lebenden chinesischen Kulis bei der weiteren Aufzählung nicht vergessen wird, ist selbstverständlich. Wir vermissen nur den Riesen Dralal und den Schnellläufer Kapernid. Das ist aber schließlich überflüssig, da wir erfahren, daß die Kulis „die höchste Stufe der Kultur“ repräsentieren!

Endlich beruft sich Heller auf die Nationalökonomien (?), welche so wie so die Verdrängung der Fleischnahrung durch die Pflanzennahrung als wirtschaftliches Gesetz anerkennen. Zum Beweise führt er an, daß nach statistischem Ausweise in Wien in den letzten 15 Jahren trotz gesteigener Bevölkerung, der Fleischkonsum abgenommen hat.

Daß etwa der Grund des abnehmenden Fleischkonsums die zunehmende Zahlungsunfähigkeit der Konsumenten sein kann, das fällt unserem Autor nicht in den Traum ein. Auch läßt er es ununtersucht, wie weit sich überhaupt der Fleischkonsum dort erstreckt, wo die Magenfrage herrscht. Er würde dann finden, wie dort die Magenfrage existiert, obwohl bei denen, die unter ihr leiden, der Vegetarianismus zwangsweise längst eingeführt ist. Dies beweist natürlich nichts gegen den Vegetarianismus, sondern es beweist, daß die nothleidenden Klassen trotz der „billigen, nahrhaften“ vegetarischen Nahrung ihren Magen nicht in ausreichendem Maße zu betriebligen im Stande sind.

Man denke nur an die sächsischen und schlesischen Leineweber, die eingestricheltesten Vegetarianer (man verzeihe den Widerspruch), die ihr Fröh, Mittag und Abendmahl in einerlei Gestalt, nämlich in Gestalt der Kartoffel, einnehmen, und Fleisch nur von Hörensagen kennen. Sollte man nicht da fast meinen, Herr Heller, daß der Geldbeutel doch etwas mit der Magenfrage zu thun hat? Ei was, wird er antworten; warum muß es just die Kartoffel sein? Warum nicht Maisbrot? „Man findet unter den Bauernmädchen die schönsten Gesichter und die von Maisbrot lebenden Rumäninnen in Siedebürgen sind, mit wenigen Ausnahmen, mit blühender Schönheit bedacht.“

Gott sei Dank!

Zur „Sozialreform“.

Braun's „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik“ bringt aus der Feder eines juristischen Universitätslehrers (Edwensfeld, Rechtsanwalt und Dozent in München) eine eindringende und vernichtende Polemik gegen die reaktionären Bestimmungen der von der Regierung eingebrachten Novelle zur Gewerbeordnung. Der Aufsatz ist nun auch als besondere Broschüre erschienen. Die energische und rücksichtslose Wahrung des Arbeiterinteresses macht das Büchlein zu einer bedeutsamen Erscheinung unter der übrigen Rathgeberliteratur. Es ist besonders die für den „Kontraktbruch“ der Arbeiter geplante „Buße“ und die drakonische Bestrafung aller bei der Streikagitiation vorkommenden Unregelmäßigkeiten, gegen die sich das juristische Gewissen des Verfassers auslehnt. Wir theilen aus seinen Ausführungen im Folgenden einige markante Stellen mit:

„Wäre es denn wirklich sittliche Energie, wenn ein Arbeiter, um dem Fabrikanten den Vertrag zu halten, sein Kind verhungern ließe oder zum Betteln auf die Straße schiden würde; wäre es sittliche Energie, wenn eine Arbeiterin, welche nur die Wahl zwischen Vertragsbruch oder Prostitution hat, die letztere wählen würde, um die Vertragstreue zu bewahren? Und wenn, wie die Untersuchung der Lage der Arbeiterinnen in den größeren Industriestädten gezeigt hat, viel tausendmal die Prostitution die Ergänzung des Existenzminimums liefern muß, welches durch die Gegenleistungen der Unternehmer für die ehrliche Arbeit nicht vollständig geboten wird: wäre es dann sittliche Energie, wenn Arbeiterinnen um den Preis der Fortsetzung der Prostitution vertragstreuen blieben? Hier wäre nach dem Urtheile jedes sittlich Denkenden die Vertragstreue die größte Unsitlichkeit. Trotzdem aber empört sich das „öffentliche Rechtsgefühl“ der Novelle, das keine Ausnahme kennt, auch über solchen Vertragsbruch und verhängt zur Sühne desselben eine „Buße“ über die Aermsten, während eine Buße nicht für nothwendig erachtet wird für die Jeunesse dorée, die ihre Schulden nicht bezahlt, für den Cavalier, der auf Kosten seiner Lieferanten lebt, für den gewissenlosen

Reue, der die Verführung und den Bruch von Eheversprechen als Geschäft betreibt.

„Jenes angebliche „öffentliche Rechtsgefühl“ ist lediglich eine Ercheinungsform des wirtschaftlichen Egoismus. Dem wirklichen Rechtsgefühl widerspricht es aber im höchsten Grade, daß die Arbeiter, auch wenn ihr etwa subjektiv und objektiv festgestellter Vertragsbruch keinerlei Schaden angerichtet hat, dem betreffenden Unternehmer je nach der Länge der Vertragsfrist zu einer Buße auf die Höhe des ortsüblichen während sechs Wochen zu verdienenden Tagelohns verurtheilt werden können.

„Noth, Elend, die Unmöglichkeit, anders das Existenzminimum zu beschaffen, werden indeß schwerlich jemals von Fabrikanten zur Entschuldigung von Vertragsbrüchen gegenüber ihren Arbeitern angeführt werden können. Andererseits aber kann der Vertragsbruch des Arbeitgebers dem Arbeiter nicht bloß eine diesem geschuldete Geldsumme auf Zeit entziehen, sondern auch die Existenz des Arbeiters vernichten; die Entlassung aus dem Arbeitsverhältnis kann für den Arbeiter bedeutenden Schaden z. B. dadurch herbeiführen, daß er eine Wohnung in der Nähe der Fabrik, wenn er im Orte keine Arbeit mehr findet, nicht mehr brauchen kann, aber bezahlen soll, daß ihm, wenn er dies nicht kann, seine Habseligkeiten retinirt, und er vor Auffindung einer anderen Arbeitsgelegenheit und Wohnung auf die Straße gesetzt wird; Frau und Kinder können an ihrer Gesundheit leiden; er kann in der dringendsten Zeit des Rechts als Unterstützungslasse, Krankenlasse, Invalidenlassemitglied verlustig gehen; die unerwartete Entziehung der Existenzmittel kann, abgesehen von schweren Sorgen, die sich daran knüpfen müssen, für den Arbeiter und dessen Familie überhaupt ähnliche Schäden herbeiführen, wie wenn dem Unternehmer plötzlich alle und jede Existenzmittel entzogen würden, was durch den Bruch des Arbeitsvertrages seitens der Arbeiter gegenüber dem Unternehmer nicht wohl möglich ist. Diesen Unterschied hebt auch gegenüber dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich Dr. Viktor Mataja in einer Kritik dieses Gesetzbuches treffend hervor, indem er auspricht, „daß mit der formalen Gleichbehandlung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern noch durchaus nicht die Gleichberechtigung oder der gleiche Schutz hergestellt sei, daß überhaupt die unterschiedlose Aufassung von beiden als „vertragschließenden Theilen“ den Bedürfnissen des Lebens nicht zu entsprechen vermögen.“ Während der Vertragsbruch der Arbeiter „in nicht wieder zu beseitigendes Unrecht sein soll, ist der Vertragsbruch des Unternehmers nichts anderes als eine Verschiebung der einzigen diesem obliegenden Leistung, der Geldzahlung, auf eine spätere Zeit, ein Verzug, der jederzeit wieder gehoben werden kann und dann als nicht geheimer gilt. Mit anderen Worten, der Arbeiter wird als Kapitalist behandelt, für welchen der Verzug des Schuldners höchstens das Anwachsen der Verzugszinsen begründet, für welchen es aber im Grunde ganz gleichgültig ist, ob er heute oder aber ein Jahr bezahlt wird. Den ausständigen Arbeitslohn kann man allerdings dem Arbeiter voll ausbezahlen, und diesen bekommt er ja auch wenigstens theilweise durch die „Buße“, die der Arbeitgeber ihm zu bezahlen hat, so daß der Arbeiter wenigstens darüber keine Erörterungen pflegen muß, daß er während der Restzeit des vom Unternehmer gebrochenen Vertrages keine andere Stelle finden konnte. Aber wer zahlt ihm — im Schadenersatzprozeß kann er dafür nichts bekommen — die Entbehrungen, die Sorgen, die nicht nachweisbaren Störungen und Schädigungen der Gesundheit, den Kummer der Familie und was sonst an schlimmen Erfahrungen in solchen Fällen gemacht werden kann, ganz abgesehen davon, daß der Arbeiter auch und nicht minder als der Unternehmer an seinem Rechtsgefühl sich verletzt fühlen kann —? Darum glaube ich nicht, daß, wenn einmal für Vertragsbruch Buße sein soll, diese Buße für den Arbeiter wie für den Unternehmer in gleicher Höhe bemessen werden könnte. Das hieße ungleiches Unrecht und ungleichen Schaden gleich setzen.

„Noch mehr! Die Novelle zur Gewerbeordnung, der Novelle, welche das Arbeiterrecht vervollkommen und so eine positive Sozialpolitik verwirklichen will, verrichtet das Werk der Vernichtung der Koalitionsfreiheit der Arbeiter auf dem Wege angeblicher Beschützung dieser Freiheit. „Was den Rechtsschutz der Koalitionsfreiheit angeht, so war dieser bisher ein ungenügender. Dafür zwar, daß diese Freiheit für die Teilnehmer an Koalitionen nicht zum Zwange werde, und dafür, daß die Freiheit der Koalition nicht zum Zwang zur Koalition werde, hat die Gewerbeordnung ausreichend gesorgt. Dagegen war und ist die zwangsweise Verhinderung der Ausübung der Koalitionsfreiheit vollkommen straflos, sofern nicht die That schon nach dem Strafgesetzbuch als Delikt (strafbares Vergehen) sich darstellte, in welchem Fall natürlich die Nichtung des Deliktes gegen die Koalitionsfreiheit keinen Strafaufhebungsgrund bildet. Infolge dessen können verschiedene Unternehmerverbände zur Zeit einen offenen Krieg gegen die Koalitionsfreiheit der Arbeiter und damit gegen das Gesetz in Szene setzen und zwar mit rechtswidrigen Mitteln, ohne daß das Gesetz eine Handhabe gegen solche Verhöhnung seiner Normen bietet. In Hamburg hat eine Reihe von Unternehmervereinigungen unternommen,

den Arbeitern die Vertragsbedingung des Austritts aus den Fachvereinen aufzuerlegen. Daß solche Vertragsbestimmungen gegen die guten Sitten verstößen und als unsittlich nichtig sind, bedarf keines Beweises. Das verhindert aber nicht, daß dieses verwerfliche Treiben thatsächlich Erfolg hat.

„Wir lesen, daß der Zwang, welcher in Hamburg von den Unternehmern geübt ward, auch außerhalb Hamburgs vielfache Nachahmung findet, und daß hiebei nicht bloß Fabrikanten, sondern auch Handwerksmeister sich betheiligen, so Metzgermeister, Töpfer, Klempner, Dachdeckermeister u. s. w. Man darf wohl sagen, daß ein solcher Fall weitester Verbreitung offen rechtswidrigen Verhaltens und brutaler Vergewaltigung des Rechts in Deutschland bisher ohne Beispiel war. Und dagegen bietet nicht bloß das bisherige Recht absolut keinen Schutz — denn die bloße rechtliche Nichtigkeit des Verhaltens hebt die tatsächlichen Wirkungen nicht auf — sondern ebensowenig der Entwurf der Novelle zur Gewerbeordnung. Um so auffälliger gegenüber dieser vollkommenen Gleichgiltigkeit des bisherigen und des nun projektierten Rechts gegenüber der Vergewaltigung der Koalitionsfreiheit auf deren eigenstem Gebiete sind die wahrhaft drakonischen Maßnahmen, welche der Entwurf der Novelle für erforderlich hält gegen das entfernteste Unternehmen des Zwangs zur Koalition.

„Der § 153 der Gewerbeordnung enthält nach Artikel IV, Ziffer 12 des Entwurfs der Novelle folgende Fassung: „Wer es unternimmt, durch Anwendung körperlichen Zwanges, durch Drohungen, durch Ehrverletzungen oder durch Berrufserklärung 1. Arbeiter oder Arbeitgeber zur Theilnahme an Verabredungen der in § 152 bezeichneten Art zu bestimmen oder am Rücktritt von solchen Verabredungen zu hindern, 2. Arbeiter zur Einstellung der Arbeit zu bestimmen oder an der Fortsetzung oder Annahme der Arbeit zu hindern, 3. Arbeitgeber zur Entlassung von Arbeitern zu bestimmen oder an der Annahme von Arbeitern zu hindern, wird mit Gefängniß nicht unter einem Monat bestraft. Ist die Handlung gewohnheitsmäßig begangen, so tritt Gefängniß nicht unter einem Jahre ein. Die gleichen Strafvorschriften finden auf denjenigen Anwendung, welcher Arbeiter zur widerrechtlichen Einstellung der Arbeit oder Arbeitgeber zur widerrechtlichen Entlassung von Arbeitern öffentlich auffordert.“

„Man wird zunächst bemerken, daß derjenige, welcher „es unternimmt, durch Anwendung körperlichen Zwangs, durch Drohungen, durch Ehrverletzungen oder durch Berrufserklärung“ Arbeiter an der Theilnahme an Verabredungen der in § 152 bezeichneten Art zu hindern, nach diesem Gesetze nicht gestraft wird, auch wenn er dies „gewöhnheitsmäßig“ thut! Hier begnügt man sich mit dem gemeinen Strafrecht, das zum Beispiel wegen der Verhinderung der Theilnahme an Koalitionen im Wege der „Drohung“ oder der „Berrufserklärung“ keine Strafe kennt. Dieser Zwang, welcher sich direkt gegen die Koalitionsfreiheit richtet, bleibt also völlig straflos und ungehindert.

„Man vergleiche nun mit diesem Verhalten des Gesetzentwurfes gegenüber der zwangsweisen Verhinderung von Koalitionen die Bestimmungen des Entwurfs über den Zwang zur Koalition!

„Charakteristisch für alle die mit so strenger Strafe verpönten Mittel des Zwanges zur Koalition ist die Unbestimmtheit und Elastizität des Thatbestandes. Welcher weiten Ausdehnung ist z. B. der Begriff der „Drohung“ fähig!.. Sehen wir uns einmal die „Ehrverletzung“ näher an! Für Beleidigung jeder Art, die einfache Beschimpfung, die able Nachrede, die Verleumdung (oder bewußte Behauptung unwahrer Thatsachen) kennt das Strafgesetzbuch entweder überhaupt kein anderes Strafminimum als Geldstrafe von 1 Mark oder Freiheitsstrafe von 1 Tag Gefängniß, oder es läßt dieses Strafminimum (bei verleumderischer Beleidigung) im Wege der mildernden Umstände zu. Der Entwurf der Novelle kennt überhaupt keine mildernden Umstände; und er kennt nur ein Strafminimum von 1 Monat Gefängniß. Wer also einen Andern aus den gemeinsten Motiven, aus Gewinnsucht, aus einfacher Bosheit, aus Rache, aus Brodneid verleumderisch beleidigt, d. h. bewußt bezüglich des Anderen Thatsachen behauptet oder verbreitet, welche geeignet sind, ihn in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, der kann nach dem Strafgesetzbuch immer noch mit Gefängniß zu 1 Tag oder Geldstrafe zu 1 Mark davonkommen. Wer aber einem Andern einfach ein gewöhnliches Schimpfwort in einem Augenblick der Erregung an den Kopf wirft, der wird, wenn er hierbei etwa die Absicht hatte, den anderen am Rücktritt von einer Koalition zu hindern, mit Gefängniß nicht unter 1 Monat bestraft.“

„Derselbe eingewurzelte Klassencharakter, den Prof. Menger in früheren Hefen der „Archiv“ so glänzend an dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs nachwies — er zeigt sich mit überraschender Deutlichkeit auch in diesem Entwurf einer Novelle zur Gewerbeordnung. Er ist typisch.

Der Kapitalist als Denker.

„Ich bin in diesen Tagen wieder der oft vernommenen Behauptung begegnet, die Nationalliberalen hätten mit Unrecht dem Fürsten Bismarck nach, daß ihm vor Allen das Werk der deutschen Einigung zuzuschreiben sei, während doch ohne Moltke's Genie, ohne die Tapferkeit des Heeres und ohne die Hingebung des ganzen

Vollst ihm das Werk nicht hätte gelingen können. Ich glaube, daß ich in diesem Punkte aber doch noch den Nationalliberalen Recht gebe. Preußen hätte drei Moltke's und dreimal so große Heere haben können: ohne den Kopf Bismarck's wäre die That nie vollbracht worden. Und der erfundene, leitende Kopf ist es, welchem die That gehört. Moltke und das Heer waren nur Werkzeuge, wenn auch noch so tüchtige. Die entgegengegesetzte Behauptung entspringt aus demselben Irrthum, aus dem die sozialistische Theorie von der Ungerechtigkeit des Unternehmergewinns entspringt. Die Lehre von dem sogenannten Recht der Arbeiter auf den ganzen Gewinn beruht auf der Verleugnung der Thatfache, daß bei allen schöpferischen Leistungen der Kopf die Hauptarbeit thut. Darum hat der organische Gang der gesellschaftlichen Produktion auch dem Unternehmer den größeren Gewinnantheil zugewiesen als dem unter der Inspiration und Verantwortung desselben stehenden Arbeiter. Die ganze Marx-Lassalle'sche Sozialistik beruht auf der Verneinung des Kopfes zu Gunsten einer unwahrscheinlichen Beherrschung der Hand. Wäre es denkbar, eine Produktion mit Gewinnverteilung nach abstrakten Gleichheitsvorschriften an die Stelle der jetzigen Vertheilung zu setzen, welche den thätigsten wirkenden Kräften der intellektuellen Urheberschaft von selbst gerecht wird, so würde ein Leib ohne Seele daraus entstehen, und dieser Leib würde alsbald zerfallen."

Also läßt sich der Philosoph des "Deutschfreisinn", Herr Bamberger, in der "Nation" vernehmen. Seine Geschichtstheorie geht uns hier nichts an. Famos ist nur die Ausage, daß derselbe auf die soziale Frage. Die Idee ist ja so alt, daß sie bald ihr hundertjähriges Jubiläum feiern kann, aber Herr Bamberger ist es gelungen, ihr den würdigen, monumentalen Ausdruck zu geben: "Die Lehre von dem sog. Recht der Arbeiter auf den ganzen Gewinn beruht auf der Verleugnung der Thatfache, daß bei allen schöpferischen Leistungen der Kopf die Hauptarbeit thut." Der Kopf des Unternehmers natürlich! Schöpferische Leistungen des Unternehmers natürlich! Herr Stumm und Herr Krupp zu schaffenden Genies verklärt — Geistesgenossen von Göthe und Shakespeare, Newton und Kopernikus, womöglich von — Bismarck! Diesen Ruhm hätten sich die Waderen wohl niemals träumen lassen, daß ihnen der ehrende Vorber auf die würdigen Häupter gedrückt werden möchte. — Darum, weil bei allen schöpferischen Leistungen der Kopf die Hauptarbeit thut, darum hat auch "die organische Entwicklung des Unternehmers den größeren (!) Gewinnantheil zugewiesen," und darum erhalten auch die lumpigen Schriftsteller, Erfinder u. s. w., die nichts als Schriftsteller und Erfinder sind, so wenig. Natürlich, die mächtige Gedankenarbeit des Kapitalisten, ihr vor Allem gebührt der Lohn! Ehre jedem Tropfen Schweiß, der seine Denkschmiede befeuchtet mag, sei es beim Schneiden der Coupons oder bei anderen, noch "schöpferischeren" Operationen. . . . Merkwürdig — zuweilen kann man doch den Gedanken nicht unterdrücken, daß die Thätigkeit des Kapitalisten weniger im "Schöpfen", wie Herr Bamberger meint, als im Abschöpfen bestehe.

Denn wenn der glückliche Besitzer dieses Naturwunders — Unternehmmergehirn genannt — um die kostbare Gabe recht zu schonen, sich zur Ruhe setzt, so ist es doch offenbar mit der "schöpferischen" Thätigkeit — auf ökonomischen Gebiete wenigstens, — wir wollen um Himmelswillen den Herren nicht zu nahe treten — aus. Hingegen die abschöpfende Thätigkeit bleibt nach wie vor dieselbe. Mit der Regelmäßigkeit, mit welcher ein Quartal dem andern folgt, fließt ein breitglänzender Goldstrom in das geeignete Kapitalistenheim. Also — nur keinen falschen Schluss! Aus der angeführten Thatfache folgt durchaus nicht, daß das gehirnlose, plattbrutale Kapital jenen Goldstrom schaffe und so wohlthätig lenke. Nein, das Kapitalistenhirn hat mythische Kräfte wie jedes wahre Genie. Unter den kahlen Schädeln, hinter den unscheinbaren Stirnen und den durch Goldbrillen geschützten Augen ruht ein wunderbarer Magnet, der die "schöpferische" Geistesmacht besitzt, ohne daß sein Besitzer Hand, Fuß oder Gedanken rührt. Gold zu erzeugen und mit der Gewalt eines Naturgesetzes ihm den Weg in die Tasche des zu jenem Hirn gehörigen Hosenbeines vorzuschreiben.

Erst die Mystik kann uns die tiefsten Geheimnisse der Natur, die wunderbaren Fähigkeiten des Kapitalistenhirns entschleiern. Die Philosophie des Deutschfreisinn ist die Mystik. Es lebe die Mystik!

Offenbarung.

Wir wissen gar nicht, wie glücklich und begeistert wir gewesen sind. Ein großer Dichter aber ist erstanden, um es dem staunenden Volke zu verkünden. Also erschallet der Ton seiner Rede:

"Wenn die deutsche Volksvertretung wieder in die Lage kommt, sich mit der Gewerbeordnungs-Novelle zu beschäftigen, werden Regierung und Reichstag sich einer erheblich veränderten politischen Situation gegenübersehen. Jene begeisterte und idealistische Stimmung, welche mit ihrem Glanz und Schwung die Flitterwochen des neuen Regiments verschönte, ist verfliegen; geblieben aber ist glücklicherweise der entschlossene Wille, ernstlich sozialpolitisch zu wirken. (!) Damals im Frühjahr wölbte sich ein ewig blauer Himmel über Regierung und Parlament, eine Aera des Friedens und der

Versöhnung schien angebrochen, all der thörichte Haß, der sich um den gewaltigen Begründer des deutschen Reiches angeammelt hatte, verlor seine politische Bedeutung und konnte sich in widerwärtiger Geschäftigkeit austoben, welche den deutschen Patrioten freilich die Frage andrängte, ob ein anständiger Mensch sich nachgerade nicht schämen müsse, ein Deutscher zu sein. Manchen redlichen Mann aber beglückte der seltsame Traum, daß nunmehr alle Parteien ohne Haß gemeinsam mit der Regierung an dem Wohle des Vaterlandes arbeiten würden und daß die Reformbestrebungen der Regierung von allen Seiten unterstützt werden würden. Es war die Zeit der sozialpolitischen Hochflut, mit tausend Masten strebte das stolze Gesetzgebungsschiff hinaus auf das unerlöste Meer einer Sozialpolitik, in dem die verschiedensten Denkrichtungen von den agrarischen Reaktionsären bis zu den republikanischen Börsenspekulanten einen Einigungspunkt gefunden zu haben schienen. Sozusagen mit sozialpolitischen Hurrahrufen stürmte die Reichstagskommission über die Gewerbeordnungs-Novelle vorwärts, und im Handumdrehen war die Regierungsvorlage, soweit die Kommissionsarbeit reichte, nach der Seite einer extremen Sozialpolitik hin bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet. Die warnenden Rufe der Kölnischen Zeitung klangen fast wie ein störender Miston in diese rührselige Feiertagsstimmung hinein. Inzwischen ist mit tiefgehender Pflugschar die Gegenagitation durch die deutschen Lande gegangen. . . . Man hat kurzum sehr viel Wasser in den sozialpolitischen Feuerwein gegossen. Nicht als wenn im deutschen Bürgerthum die hochherzige Opferwilligkeit (!) ausgestorben wäre, welche seit Jahrzehnten so manche rühmliche That der praktischen und freiwilligen Arbeiterfürsorge gezeitigt hat; nicht als wenn das Herz der gebildeten und besitzenden Klassen sich selbstständig und kurzfristig zusammengezogen hätte. Nichts könnte der Wirklichkeit weniger entsprechen, als eine solche Vorstellung."

So gedichtet im Jahre des Heils 1890, am Todtenbette des Sozialistengesetzes, in jenem Prophetenblatte, das man in dem profaischen Alltagsleben sonst "Kölnische Zeitung" zu nennen pflegt.

Zigeunerstitten.

Sehr interessante Aufschlüsse über die Sitten des wandernden Zigeunervolkes bringt ein von H. von Wislodi in Hamburg kürzlich erschienenen Buch. Die Zigeuner sind nach der jetzt endgültig feststehenden wissenschaftlichen Anschauung vorderindischen Ursprungs. Nach Meinung des Verfassers haben die Zigeuner sich längere Zeit, vielleicht mehrere Jahrhunderte, in Griechenland aufgehalten, jedenfalls sind sie über Griechenland nach Mitteleuropa gekommen. Die ersten Zigeuner dürften schon um 1241 in der Balachei aufgetreten sein, die Hauptmasse ist aber in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts dorthin und nach Ungarn gekommen, um dann Mitteleuropa zu durchwandern. 1417 traten die ersten Zigeuner an der Nord- und Ostsee, dem Gebiete der deutschen Hanzastädte, auf. Nach Spanien gelangten die Zigeuner etwas später. 1447 erschien die erste Zigeunerbande in Barcelona. Man nannte sie dort erst "Griechen", weil sie neben ihrer eigenen Sprache noch griechisch redeten. Durch gesetzgeberische Vorgänge ist ein großer Theil von Zigeunern seßhaft gemacht worden, und heutzutage sind die seßhaften und die wandernden sogenannten "Zelt"zigeuner scharf von einander zu unterscheiden. Sie haßen sich gegenseitig auf's bitterste und unterhalten keinerlei Gemeinschaft. Eine Heirath zwischen ihnen wäre ganz undenkbar. Die wandernden Zigeuner sind in Stämme eingetheilt und diese zerfallen wieder in Sippen. Jeder Stamm hat einen "Wojwode" genannten Führer, der ein mit gewissen beschränkten Machtvollkommenheiten ausgestattetes Ehrenamt bekleidet. Die einzelnen Stämme vermischen sich in der Regel nicht durch Heirath untereinander, sondern man heirathet nur von Sippe zu Sippe innerhalb eines Stammes. Dabei gelten sehr merkwürdige familientrechtliche Gewohnheiten. Der Mann folgt der Frau, d. h. er wird jener Sippe zugezählt, der seine Frau angehört, die als Heirathsgut Wagen, Pferde, Werkzeuge, Hausgeräth ihm zuführt. Stirbt die Frau, so bleiben die Kinder bei der Sippe der Mutter, auch wenn der Vater zum zweiten Mal in eine andere Sippe hineinrathet. Innerhalb einer und derselben Sippe sind wilde Ehen gebildet, gesetzliche Heirathen aber unzulässig. Diese scheinbare Vorherrschaft der Frau stellt sich proktisch dahin, daß diese die ganze Last der Fürsorge für die Kinder trägt, während der Mann seine freie Bewegung bewahrt. Andererseits besteht zwischen dem Vater und den Kindern nur ein lockeres Verhältnis, während Mutter und Kinder ein innig zärtliches Band auch dann noch verknüpft, wenn letztere schon erwachsen sind. Die Mädchen bleiben im elterlichen Zelt oder Wagen, bis sie heirathen, die Knaben werden dagegen schon mit dem achten Jahre auf sich selbst gestellt, haben kein Recht mehr auf das elterliche Zelt und müssen sich selber durchzuschlagen suchen, bis sie heirathen. Jeder Bursche strebt daher, möglichst bald zu heirathen, um durch seine Frau ein schützendes Dach zu erhalten. Der Verkehr der Geschlechter ist sehr frei. Man sieht in diesen wandernden Stämmen herrschen noch vollständig die ursprünglichen Gesellschaftsformen (siehe Engels: Ursprung des Privateigentums), welche Morgan bei den Indianern beobachtet hatte. Die gleichen ökonomischen

Verhältnisse bringen überall die gleichen Erscheinungen hervor. Amerika oder Europa, das macht keinen Unterschied.

Bou langer.

Aus Paris wird der Tod Mermeir' gemeldet, dessen skandalöse Enthüllungen im "Figaro" den moralischen Bankrott des Bou langer'schen Verbrecherthums komplet gemacht haben. Es ist ein Glück, daß er nicht früher gestorben. Seine Mittheilungen, soweit dieselben bis jetzt veröffentlicht sind, genügen schon vollaus, um den hohllöppigen und genußsüchtigen "patriotischen" General, der seinen Patriotismus durch einen Staatsstreich zu dokumentiren dachte, für immer an den Schandpfahl der Geschichte zu nageln. Bezeichnend ist Bou langer's Weisheitslosigkeit in Geldangelegenheiten. Mermeir schrieb darüber noch in einem seiner letzten Berichte: "Nach der Wahl in Paris stellte sich Bou langer's Budget so: 10 000 Franks monatlich für seine persönlichen Ausgaben, 20 000 für die allgemeinen Ausgaben der Partei, ferner 20 000 für die "auswärtigen Angelegenheiten". Ueberdies wurden alle Ausgaben, für die Belege beigebracht wurden, bestritten. So wäre der General in der Lage gewesen, für alles Unerklärliche aufzukommen. Es hätten Blätter gegründet, rührige Komitees gebildet werden müssen, Bou langer wußte es genugsam und die Mitglieder des Nationalkomitees wurden nicht müde, es ihm ins Gedächtniß zu rufen. Allein er that, als hörte er von Allem nichts. Hinterher hieß es, man hätte ihn mit Bettelstücken bestückt; das ist aber nicht wahr, denn seine Anhänger verlangten von ihm nur die Mittel, um den Kampf gegen die administrativen Mächte führen zu können. Dieser Verrath an seiner eigenen Sache werden ihm Diejenigen niemals verzeihen, die seinem Worte vertrauten, die Beamten, die ihre Stellung und das Brod der Ihrigen feinetwillen aufs Spiel setzten, wie alle Uebrigen, die, sei es eine glänzende Laufbahn, sei es ihr Vermögen preisgaben, um seiner Sache zu dienen. Der Boden war schon überall vorbereitet, man brauchte nur die Saat auszustreuen und die Ernte wäre glänzend ausgefallen, allein der General that nichts, wollte nichts thun und führte durch seine Verschwendungssucht das jämmerliche Ende herbei. Wenn der Spitzbube Napoleon III., eine elende Karrikatur des alten Bonaparte, so ist Bou langer nur noch eine Karrikatur dieser Karrikatur. Die Masse der staatsstreichelnden Abenteurer wird immer erbärmlicher."

Bäcker-Elend.

Aus der kürzlich erschienenen Broschüre Bebel's "Zur Lage der Arbeiter in den Bäckereien", die ein fürstbares Bild von dem Leben dieser Proletariat'sche entrollt, theilen wir im Folgenden einige Stellen des Schlusswortes mit. Dieselben geben kurz die Resultate und Forderungen an, zu denen Bebel auf Grund einer ausgedehnten Privatenquête (5000 Fragebogen wurden ausgefüllt, 663 kamen genügend beantwortet an ihn zurück) gelangt ist:

Es ergibt sich, daß die tägliche regelmäßige Arbeitszeit von 603 Betrieben nur in 154, oder 23,2 Prozent, 12 und weniger Stunden währt, sie ist in nur 7 Betrieben, und das sind meist kleine Betriebe, die in der Hauptsache in kleinen Orten sich befinden, 9 Stunden lang; in nur 20 Betrieben währt sie 10 Stunden, in 38 währt sie 11 und in 89 12 Stunden. In 322, oder 48,5 Prozent sämtlicher aufgeführter Betriebe, dauert die Arbeitszeit dagegen 13—15 Stunden und in 187, oder 28,7 Prozent, sogar 16—20 und mehr Stunden. Im Ganzen währt sie in 419, oder 63,2 Prozent sämtlicher Betriebe 14 Stunden und länger täglich. Das ist aber nur die regelmäßige Arbeitszeit, die Ueberstunden sind darin nicht inbegriffen, und diese sind, wie aus einer größeren Anzahl der Mittheilungen hervorgeht, zum Theil sehr erheblich.

Es haben ferner von 658 Betrieben, über die Angaben bezüglich der Sonntagsarbeit vorliegen, 18 oder 2,8 Prozent Sonntags keine Arbeit, 101 oder 15,3 Prozent arbeiten zwischen 4 und 10 Stunden, 227 oder 34,3 Prozent arbeiten 11—13 Stunden, 171 oder 27,9 Prozent 14 und 15 Stunden und 137 oder 20,6 Prozent 16—20 Stunden und mehr. Im Ganzen arbeiten 310 oder 45,5 Prozent der angeführten Betriebe Sonntags 14—20 und mehr Stunden. Und dabei sind die Arbeitsräume und Schlafstätten so ungesund wie möglich. . . .

Nur ein kleiner Theil der Arbeiter hat jährlich 3 vierundzwanzig Stunden dauernde Ruhetage, die große Mehrzahl entbehrt auch diese kleine Erholung. Und nun stelle man sich diese Verhältnisse vor, die Jahr aus, Jahr ein, Sonn- und Werktag bei langer, zum größten Theil übermäßig langer Arbeitszeit ihr schweres Werk verrichten müssen, ohne einen Ruhetag, ohne einen Tag der Erholung. Wie ein Hohn auf alle Menschlichkeit klingt es, wenn von einem Theil der Berichterstatter aus Frankfurt a. M. gemeldet wird, daß es zwar einen vollen Ruhetag nicht gebe, daß ihnen aber jährlich 3 freie Nächte eingeräumt werden. Die Männer, die 302 Nächte im Jahre schwer arbeiten müssen, erhalten drei Freinächte. Wozu? Zum Schlafen oder zum Vergnügen? Man muß das letztere annehmen, so hochwohl es erscheinen mag. Wir fragen, ob es in der ganzen Welt einen Zustand der Sklaverei giebt, in dem in ähnlich maßloser Weise die Arbeitskraft, und wir haben es hier mit "freien Arbeitern" zu thun, ausgenutzt wird. Und das Unternehmertum, das diese Ausbeutung betreibt, schlägt sich an die Brust und spielt sich als Musterunternehmertum auf. Man höre nur, wie die Herren Bäckermeister auf ihren Verbandstagen sich gebenden. . . .

Die Hauptmasse der Rekruten für dieses Hungergewerbe stellt die bedürftigste Landbevölkerung, die sich Alles gefallen läßt. Ein sehr gewichtiger Grund für die Elendigkeit der Zustände im Bäckergewerbe ist ferner in der durchgängigen Kleinheit der Betriebe zu suchen. Die Bäckerei ist heute noch überwiegend Zwergbetrieb, Kleinbetrieb. Allerdings hat sich auch bereits die Arbeitsteilung im Großen und der Maschinenbetrieb der Bäckerei bemächtigt und jedes Jahr weist weitere Fortschritte auf. Insbesondere sind es die großen, hauptsächlich Brot produzierenden Betriebe der Mühlen, die ihre Konkurrenz fürbar machen, aber im Ganzen ist die Großproduktion, die allein rationelle Arbeits- und Lebensbedingungen für die Arbeiter zu schaffen vermag, weil sie eine rationelle Produktion ermöglicht, noch in den Anfängen. Um so gemüthlicher besetzt sich, trotz aller Janungsmeierei, die große Zahl der kleinen Konkurrenten unter sich und macht sich gegenseitig das Leben schwer. Da erscheint dann jeder Pfennig, der für verbesserte

Arbeits- und Wohnräume ausgegeben werden soll, als eine unnütze Last. Jede Stunde verkürzter Arbeit wird als eine unbeschädigte Beschränkung des Unternehmergewinns betrachtet. Jeder Versuch, die Lage der Arbeiter zu verbessern, ist ein Angriff auf die Existenz des Unternehmers, den er hartnäckig zurückweist.

Bebel tritt, um diese grenzenlosen Zustände wenigstens in etwas zu mildern, für die Vereinfachung der Sonntagsarbeit wie der eigentlichen Nachtarbeit und für gewerbetätige Inspektion der Arbeits- und Wohnräume ein.

Entschlüsse man sich, in diesen verschiedenen Richtungen mit Nachdruck vorzugehen, so würden binnen wenigen Jahren im Vädereigewerbe Zustände herrschen, die sehr weit von den heutigen verschieden sind, aber den Interessen der Arbeiter wie des Publikums in hohem Maße gerecht würden und sicher nicht zum Schaden der Unternehmer ausschlagen.

Bis jetzt haben noch alle Reformen in den sozialen Verhältnissen eines Gewerbes dasselbe nur gehoben und nie geschädigt, denn auch Anfangs der Unternehmerschaft scheinen wollte, als seien sie ihr Schaden. Geht aber wirklich der eine oder andere leistungsunfähige Betrieb zu Grunde, und nur solche können in Frage kommen, so haben andere Betriebe und das Ganze den Vortheil. Einrichtungen, die einen notwendigen Fortschritt nicht vertragen, haben kein Recht auf Existenz. Ueberdies handelt es sich im vorliegenden Falle nicht allein um das Wohl und die Interessen der mehr als 100 000 Arbeiter, sondern auch um das Wohl und die Interessen der Allgemeinheit. Es muß endlich mit Zuständen gebrochen und ausgeräumt werden, die nur zu lange schon Unheil verbreiteten, eine schwere Bürde für die Betroffenen sind und sie zu Sklaven ihrer Anwender machen.

Alkohol.

Es ist durch statistisches Material jetzt festgestellt, daß während der letzten zwanzig Jahre die Zahl der in Behandlung genommenen Trunksüchtigen in England von 55 000 auf 110 000 vermehrt hat. Der Trunk wird als Hauptursache bezeichnet, namentlich aber darüber geltend, daß Frauen der mittleren Stände sich der Trunksucht ergeben. Manche verfallen dem Delirium tremens und oft hatte der Gatte keine Ahnung von der Leidenschaft seiner Frau. Ihm wird die Rechnung präsentiert, aber der Lieferant, der zugleich Theehändler ist, stellt die Köstlichkeiten, welche für gelieferten Schnaps erwachsen, unter die Rubrik Thee oder Kaffee! So wird das traurige Geheimnis gewahrt. Dieser Tage legte Lord Roseberry den Grundstein zu einer großen Irrenanstalt für London. Es wurde erwähnt, daß die Zahl der Irren in London jährlich um mindestens 400 sich steigert. Da jenes Asyl 2000 beherbergen würde, würde London alle fünf Jahre eines neuen Irrenhauses bedürfen.

In Dänemark stieg der Alkoholverbrauch in geradezu verblüffender Weise. Die Anzahl der Verkaufsstellen von Branntwein (Destillationen u. s. w.) betrug im Jahre 1860 3491, stieg dann im Jahre 1870 auf 7709, um bis zum Jahre 1880 auf 10 105 zu wachsen.

Als in 20 Jahren um 300 Prozent! Daß diese ungeheure Vermehrung des Alkoholgenußes nicht ohne Einfluß auf den sittlichen Zustand eines Volkes bleiben kann, ist klar ersichtlich. Und so sehen wir denn auch, daß die Trinker einen ziemlich großen Prozentsatz der Selbstmörder stellen.

Von 1856/60 waren unter 1000 Selbstmörder 265 Gewohnheitstrinker

| | | |
|---------|------|-----|
| 1861/65 | 1000 | 317 |
| 1866/70 | 1000 | 324 |
| 1871/80 | 1000 | 362 |

In den Krankenhäusern wurden im Jahre 1871-72 von 100 Patienten 3-4 als an den Folgen des Alkoholgenußes erkrankt bezeichnet. Von 1873-74 stieg die Zahl auf 4-5, von 1875-79 auf 5-6 und im Jahre 1880 auf 6-7. An Alkoholvergiftung sind gestorben 1871 6 1/2 pCt.; 8 1/2 pCt. im Jahre 1875 und 10 pCt. im Jahre 1880.

Daß der Alkohol bei sehr vielen Familienverhältnissen eine große Rolle spielt, ergibt sich aus der Thatsache, daß die Anzahl der lediglich auf Grund von Alkoholgenuß geschiedenen Ehen von 1871-75 20 pCt., von 1876-80 bereits 24,6 pCt. betrug.

Christliche Ausbeutung in Indien.

In den Reiseberichten aus Britisch-Indien, welche die „Koloniale Zeitung“ veröffentlicht, finden sich auch einige charakteristische Bemerkungen über den zivilisatorischen Segen, welchen die englische Herrschaft den Eingeborenen gebracht hat. Man gesteht zu, so heißt es freimüthig, daß sich unter englischer Herrschaft der Volkscharakter andauernd verschlechtert habe. Während man in der englischen Literatur dem Hinduismus schmeichelt, sprechen die Engländer im persönlichen Umgang von den knechtischen und verlogenen Bengalis, die unter allen indischen Stämmen am längsten der englischen Herrschaft unterliegen, nur in den verächtlichsten Ausdrücken. . . . Die indische Finanzverwaltung ist nach europäischen Begriffen geradezu jämmerlich, da der reiche Europäer, aller Steuern und Zölle ledig, sein Leben umzingelt von Com-

fort genießen darf, während der blutarme eingeborene Ackerbauer mit altüberlieferter Kunst ausgezogen wird. Nach asiatischen Maßstab und im Vergleich zu der Zeit der Monopole aber sind die heutigen Zustände ein Meisterwerk orientalischer Verwaltungskunst, da sämtliche Abgaben verringert worden sind und zum Entgelt für die Abgaben jetzt wenigstens Ordnung, Friede und Sicherheit herrscht. . . . Wichtige Einnahmequellen sind die Salz- und die Opiumsteuer, während man die Einkommensteuer ganz abgeschafft hat, weil sie eben vorwiegend den Europäer belastete. Salzbereitung und Salzverkauf sind Regierungsmonopole, die zu Gunsten des Fiskus in einer Weise gehandhabt werden, daß man in Indien die Bezeichnung „blutsaugerisch“ dafür gebraucht. Die sehr hohe Opiumsteuer wird dagegen, wie alle indischen Regierungsbeiträge ausdrücklich hervorheben, nicht vom indischen Produzenten, sondern vom chinesischen Konsumenten gezahlt.

Und doch, diese Regierung ist ein Ideal gegen die brutale Manier, mit welcher die Engländer früher ihre Ausbeutung dort betrieben. Man vergleiche nur die betreffenden Stellen im Marx'schen „Kapital“.

Produktion und Technik.

Die Zahl der im Betrieb gewesenen Brauereien betrug im „Deutschen Reich“ 1878/79 11 809, 1883/84 10 703, 1888/89 nur noch 9556. Die Menge des gewonnenen Bieres stieg von 20 360 000 hl im 1878/79 auf 23 391 000 hl im Jahre 1883/84, um sich in 1888/89 auf 28 655 000 hl zu erheben. Daß die kleinen Brauereien es sind, die in dem Konkurrenzkampf zu Grunde gehen, weil sie den großindustriell mit allen Mitteln der Technik mit sehr bedeutenden Kapitalien betriebenen Brauereien nicht zu widerstehen vermögen, geht klipp und klar aus der Brauereistatistik hervor. Von den im Betrieb gewesenen Brauereien haben an Brauereiertrag:

| | bis 15 Mtl. | über 15 bis 60 Mtl. | über 60 bis 300 Mtl. | über 300 bis 600 Mtl. |
|---------|-------------|---------------------|----------------------|-----------------------|
| 1878/79 | 2226 | 1224 | 2805 | 1582 |
| 1883/84 | 1948 | 1004 | 2352 | 1398 |
| 1888/89 | 1329 | 799 | 1974 | 1284 |

| | über 600 bis 1500 Mtl. | über 1500 bis 6000 Mtl. | über 6000 bis 15 000 Mtl. | über 15 000 Mtl. |
|---------|------------------------|-------------------------|---------------------------|------------------|
| 1878/79 | 1908 | 1587 | 354 | 181 |
| 1883/84 | 1769 | 1609 | 403 | 219 |
| 1888/89 | 1699 | 1687 | 478 | 306 |

Ein Vergleich dieser Zahlenreihen, die beiderseitig als ganze Bände sprechen, offenbart den Aufschwungsprozess, wie er sich vor unseren Augen vollzieht, mit wünschenswerther Deutlichkeit. Die großen und die Kleinbetriebe verdrängen die kleinen Anlagen eine nach der anderen, die Aktiengesellschaften, die großkapitalistisch arbeiten, haben sich des Brauereigewerbes bemächtigt.

Der neue amerikanische Tarif ist in Folge seiner Zoll-erhöhungen, welche hauptsächlich vielfach einem Einfuhrverbot gleichkommen, ein harter Schlag auch für die deutsche Exportindustrie, namentlich in Sachen und Thüringen. Die deutsche Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte im Jahre 1888 einen Umfang von 325 968 Tonnen. Darunter befanden sich 107 415 Tonnen an Fabrikaten und 218 553 Tonnen an Rohstoffen und einfach bearbeiteten Gegenständen. Die wirkliche Ausfuhr aber dürfte noch erheblich größer sein, als die vorstehenden Biffern ergeben, da diese nur die ausdrückliche, als Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten deklarirte Ausfuhr umfassen, und viele deutsche Waaren nach den Vereinigten Staaten über Großbritannien, Belgien oder die deutschen Zollanschlüsse ausgeführt werden. Die deutsche nach den Vereinigten Staaten von Amerika deklarirte Ausfuhr hatte einen Werth von 236 Millionen Mark. Davon entfielen 138 Millionen auf Erzeugnisse der Textilindustrie (darunter für 91 Millionen Mark Zeugwaaren und 21 Millionen Mark Strumpfwaaren), 21 Millionen Mark auf chemische Fabrikate, 17 Millionen Mark auf Eisenwaaren, 16 Millionen Mark auf Lederwaaren u. s. w.

Die Ausbreitung der Telegraphie hat in den letzten Jahrzehnten so rasche Fortschritte gemacht, daß gegenwärtig alle Telegraphenlinien der Erde einschließlich der Kabel (über 1 253 000 Kilometer) den 30fachen Umfang des Erd-Aequators erreichen und mit den Drähten (32 000 Kilometer) die Erde am Aequator 77 Mal umspannt werden könnte. Die größte Linie in Europa-Asien läuft von der äussersten Westgrenze bis Wladiwostok und Nikolajewsk am stillen Ocean, andererseits nach Kalkatta und Rangun in Indien. In Australien durchzieht der Telegraph über Land den ganzen Kontinent von Norden nach Süden. In Nordamerika verknüpft der elektrische Strom den Ozean mit dem Westen der Union und in Südamerika verbindet er Buenos-Ayres mit Valparaiso. Auch die Kabeltelegraphie ist hinter diesen großartigen Leistungen der Landtelegraphie nicht zurückgeblieben. Eine ihrer Weltlinien zieht über Suez und Aden nach Bombay und von Madras nach Singapur; von hier zweigen sich wieder Stränge und zwar über Hongkong, Schanghai und Kiangsai nach Wladiwostok zum Anschluß an die sibirische Ueberlandlinie, dann über Vancouverie (Java) nach Port Darwin in Australien. Zwischen Europa und Amerika bestehen 3, 3 nicht weniger als 12 unterseeische Verbindungen; 10 derselben legen Europa und Nordamerika in elektrischen Kontakt und zwei verknüpfen

Europa und Südamerika. Auch die Westküste von Mittel- und Südamerika, sowie die Küste Afrikas sind dem allgemeinen Telegraphennetze einverleibt. So fehlt nur noch die eine Leitung durch den Stillen Ocean und der um die Erde gelegte elektrische Gürtel ist geschlossen.

Das Maschinenwesen einst und jetzt. Ueber dieses Kapitel bringt die „Zentralzeitung für Optik und Mechanik“ eine Reihe interessanter Mittheilungen: Nur wenige dürften eine richtige Vorstellung davon haben, mit welchen Schwierigkeiten es noch vor lediglich Jahren verbunden war, ein brauchbares Werkzeug aus Metall oder gar eine brauchbare Maschine herzustellen. Der 1874 im Alter von 85 Jahren gestorbene englische Ingenieur Hairsbirt, der Verbesserer der Spinnmaschine und Erfinder der eisernen Schiffe, bezeugt, daß noch im Jahre 1814 in allen englischen Maschinenfabriken sämtliche Vorrichtungen in Handarbeit bestanden. Man kannte damals weder Hobel-, noch Fräse-, noch Bohrmaschinen, die Drehbank und der Drillbohrer waren in der Hauptsache Alles, was dem damaligen Mechaniker zu Gebote stand. Dabei mußten diese Apparate mit der Hand geführt werden; sie standen also in der Genauigkeit der Arbeit selbst bei den geschicktesten Meistern gegen die heutigen, durch Dampf bewegten Arbeitsmaschinen weit zurück. Nähmaschinen, die ja auch bei der Herstellung von Schuhwerk jetzt eine große Rolle spielen, hätte man damals, selbst wenn Plan und Zeichnungen vollständig vorgelegen, gar nicht herstellen können. — Alle Erfinder jener Zeit waren genöthigt, die Maschinen, die sie erstacht, eigenhändig ohne maschinelle Beihilfe anzufertigen, wobei sie vorher meist erst die erforderlichen Werkzeuge zu erfinden und anzufertigen hatten. Als der berühmte englische Mechaniker Clement im Jahre 1814 als Meister in eine Londoner Werkstätte eintrat, fand er das Handwerkzeug in einem so ungünstigen Zustande vor, daß er oft Tage lang an der Schmiedeseife zubringen, hämmern, feilen, bohren mußte, um das Geväge zweckmäßig einzurichten. James Watt, der eigentliche Erfinder der Dampfmaschine, konnte seine erste Maschine nicht recht in Gang bringen, da es an genauen Vorrichtungen fehlte. Auch war er genöthigt, sich brauchbares und zweckentsprechendes Werkzeug erst selbst herzustellen. Und mit welchen Unkosten waren damals alle Arbeiten verbunden! Wirtheworth, einer der ältesten Fabrikanten von Arbeitsmaschinen in England, hebt hervor, daß das Poliren von Gußeisenflächen vor 40 Jahren, da diese Arbeit noch mit der Hand ausgeführt werden mußte, 12 per Quadratzuß gekostet hat, während die heutige Metall-Hobelmaschine eine weit bessere Leistung für 10 Pf. schafft.

Sieben erzählen: Die Urgesellschaft. Untersuchungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildheit durch die Barbarei zur Zivilisation. Von Lewis H. Morgan, Doktor beider Rechte, Mitglied der National-Academie der Wissenschaften. Aus dem Englischen übertragen von W. Eichhoff unter Mitwirkung von Karl Kautsky. Erscheint in ca. 11 Hefen à 3 Bogen Lexikon-Format. Preis pro Heft M. — 50.

Wir erhalten Sieben Hefen 9-12 von Dr. W. Zimmermann's Großer deutscher Bauernkrieg, illustrierte Volksausgabe, herausgegeben von W. H. Bloß. (Stuttgart, J. F. B. Neff Verlag.) Das Werk erscheint in ca. 26-28 Lieferungen à 20 Bg. Jedes Heft enthält an Text zwei Bogen Großfolio.

Aufruf

an alle in der Textilbranche beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen der Provinz Brandenburg. Arbeiter und Arbeiterinnen! Um die auf dem 9. Oetern in Apolda stattgefundenen Arbeiterkongress und Textilarbeiterdelegirtenkongress gefassten Beschlüsse zur Ausführung zu bringen, ist es nöthig, einen Delegirtenkongress der Textilarbeiter und Arbeiterinnen der Provinz Brandenburg abzuhalten.

- Als vorläufige Tagesordnung schlagen wir vor:
1. Die wirtschaftliche Lage der Textilarbeiter und Arbeiterinnen.
 2. Die zukünftige Organisation.
 3. Agitation.
 4. Die Fachpresse.
 5. Stellungnahme zum Textilarbeiter-Kongress.
 6. Spezielle Anträge der Delegirten.

Derselbe findet Sonntag, den 9. November im Konzerthause Bobusa hier, von Vormittag 11 Uhr an statt. Die Delegirten sind in öffentlichen Versammlungen zu wählen! So dies nicht möglich ist, genügt die Zahl von 10 Unter-schriften. Aus den Fachvereinen heraus darf keine Wahl erfolgen, da sonst die betreffenden Vereinigungen polizeiliche Maßnahmen zu gewärtigen haben. Die gedrückte Lage der Textilarbeiter und Arbeiterinnen erfordert eine rege Theilnahme an diesen wichtigen Verhandlungen; ergreift die Gelegenheit zur gemeinsamen Verbesserung eurer Lebenslage. Wir rufen Euch ein herzlich willkommen zu! Cottbus, den 5. Oktober 1890. Das Komitee i. A.: Rudolph Schlemenz, Sandow 187. Vertrauensmann der Textilarbeiter in Cottbus. Das Agitationskomitee der Arbeiterinnen, J. A.: Frau Pauline Nelson.

Hum, Punsch, Glühwein
flasche 1,50 Mtl.
Ingwer, Pommeranzen, Luft
Liter 1.— Mtl.
Mediz. Ungarwein Fl. 1,50 u. 2 Mtl.
Roth- und Portwein Fl. 1,50 Mtl.
empfehlen
Franz Beyer
Prinzessinen-Strasse 15.
Filiale:
Elisabeth-Ufer 47, Ecke der Waldemarstrasse.

Roh-Tabak
empfehlen in allen Sorten in billigster
Preislage
H. Herholz,
145. Brunnenstrasse 145.
Unterzeichnetem empfiehlt sich zur geneigten
Abgabe von
Zahnstocher
verschiedener Sorten zum billigsten Preise.
Verhandelt nach allen Ländern gegen Post-
nachnahme.
Ador Haas, Zahnstocher-Fabrikant
in Hallein bei Salzburg, Oberösterreich.

Arbeiter-Buchhandlung
von **R. Baginski,** Dresdener-Strasse 5253 (City-Passage).
Sieben angekommen:
Sozialdemokratisches Liederbuch à 50 Pf.
Bebel, Die Frau à 2,— Mtl.
Engels, Umwälzung der Wissenschaft à 2,— Mtl.
Ferner sämmtlich verbotenen Schriften des Verlags von J. Schabelig in Bütch.
**Der Verein zur Regelung der gewerbl. Verhältnisse der Töpfer
Berlins und Umgegend**
feiert am 11. Oktober 1890 sein
2. Stiftungsfest
im großen Saale der Brauerei Friedrichshain vorm. Lips
am Königsthor
unter Mitwirkung des Gesang-Vereins „Nord“.
Die Musik wird von der Kapelle des Herrn Schonert ausgeführt.
Prolog, Festrede, Ball.
Der Heberschuss ist zu einem wohltätigen Zweck bestimmt.
Anfang 8 1/2 Uhr. Entree für Herren 50 Pf., Damen 30 Pf.
Willens sind bei folgenden Komitee-Mitgliedern zu haben: Paul Waldau, Adlershof, Genossenschaftsstr. 21, Emil Parson, Friedensstr. 71, Janede, Oberberger-
strasse 3, Klische, Weberstr. 15a, Engel, Belfortstr. 5, sowie bei sämmtlichen Vorstandsmitgliedern.
Kollegen und Freunde von Rab und Fern sind freundlichst hierzu eingeladen.
Das Komitee.

W. Gründel's Restaurant
(früher: H. Wendt.)
Dresdener-Strasse 116.
Arbeitsnachweis und Bekleid der Buchbinder,
Schlosser, Drechsler, Maler, Töpfer, Stellmacher,
Sattler und Gärtner.
Reichhaltiger Frühstücks-, Mittags- und
Abendisch.
Vorzügliches Weiß- und Malz-Bier.
2 Billards. — Saal zu Versammlungen.
Fernsprech-Anschluß. Amt 9a. Nr. 578.
Halberstadt.
Ich ersuche meine Abonnenten, namentlich die,
welche mit der Bezahlung mehr denn ein Quartal
im Rückstande sind, bis zum 31. October d. J.
beizulegen zu wollen, da ich sonst gezwungen bin
die Tribune nicht mehr verabfolgen zu können
und den Rückstand auf gerichtlichem Wege einzu-
treiben. Ich appellire an alle Betreffenden im
Interesse der Allgemeinheit, damit unliebsame
Schritte verhütet werden.
Andr. Brümmer, Buchhändler, 13 d.
Schuhwaaren.
Großes Lager aller Sorten
Schuh und Stiefel
für Damen, Herren und Kinder.
Chr. Geier, Cranienstr. 4.
Freunden und Bekannten empfehle mich zur
Anfertigung von
Herren-Garderoben nach Maas.
Auf Wunsch komme ich mit Mustern ins Haus.
E. Weiland.
Kirchbachstraße 13 part.

Die Mutter.

Ein armes Weib. — In dürtig Linnen hält sie den Knaben eingehüllt. Der Armuth ist's ein Bild, des Glend's. Und doch — was glühe diesem Bild?

Er ist nicht schön, der Knabe, schwächlich, Recht wie ein Proletarierknecht. So bleich und fleh. Doch plagt die Mutter Sich Tag um Tag für ihn in Frohn.

Hat denn der Junge keinen Vater, Der sorgen muß für seinen Sohn? Man sagt, er habe keinen Vater; Das sei der Sünde arger Lohn.

Ihr stolzen Richter, sprecht: wie ist es Mit Eurer Tugend denn bestellt, Daß ihr so unerbittlich richtet? Ja! Eure Kaster süht das Geld!

Kun! sei es Sünd' bei Euresgleichen; Wir ist ein Bild es rein und schön, Wenn ihre treuen Mutteraugen Auf dieses Kind so innig seh'n.

Wenn Euer eine fehlt was thut es? Wenn nur die Welt davon nichts weiß! Sie hat den Rath, es zu bekennen, Sieht für ihr Kind dem Hohn sich preis.

Du armes Weib, warum Dein Plagen? Wächst er heran und wird ein Mann, Was anders ist sein Lebensdickhol, Als Noth und harte Arbeit dann?

Und doch hangst Du mit solcher Treue An ihm und sorgst Dich Tag und Nacht? Wär's nicht solch lagem Leben besser, Wenn früh der Tod ein Ende macht?

Und wenn dies jetzt schon sieche Leben, Statt langsam schnell zum Tode eint, Was willst Du jammern, willst Du klagen? — Es ist ja nur ein Sündenkind!

Woh' über Euch, Ihr stolzen Richter, Die Ihr von Schmach und Sünde schreit! Bei Euch ist Heiligkeit und Laster, In diesem Bild ist Heiligheit.

— Du armes Kind, Dir ist's verloren, Daß Deine Mutter treu Dich pflegt! Dein einziges Glück bleib wohl für's Leben Die Liebe, die sie zu Dir hegt.

Du armes Weib, nicht heitere Zukunft Ist's, was die Mähen Dir vergilt. Endlose Noth! — Doch eben darum Ist Deine Lieb' ein heilig Bild. P. M.

Junges Eheglück.

Von Paul Ernst.

(Schluß.)

Jetzt machte sie ihm Vorwürfe. Weshalb war er am Morgen nicht gekommen? Weshalb war er nicht gleich so zu ihr gewesen? Als er in die Stube trat, hatte sie ihm schon vergeben, die ganze Nacht hatte sie kein Auge zugethan — und wenn sie nicht heute Vormittag ein bisschen geschlafen hätte —

„Heute Vormittag?“ rief er; und er dachte, in welcher Geistesverfassung er während der Zeit auf der Redaktion gewesen war — und sie hatte geschlafen! Er hatte ein Gefühl der Bitterkeit und des Hasses; blitzschnell durchzuckte es ihn, daß seine Frau ein gemeines egoistisches Wesen war und daß sie mit ihm spielte wie die Katze mit der Maus. Er mußte den Kopf wenden.

„Ich vergebe Dir“, flüsterte sie, „sei nicht mehr traurig.“

Am liebsten hätte er sie schlagen mögen, aber er mußte heucheln, durfte seine wirklichen Gefühle nicht verrathen, sonst fing die Szene von Neuem an.

So zuweilen, wenn er sich die Sache recht überlegte, fand er, daß er sich als Junggeselle eigentlich doch besser amüßert hatte. Natürlich die Ehe, das ist ja ein großes Glück, so dieses harmonische Beisammenleben zweier Menschen und das ist man ja doch auch der Moral schuldig — aber zuweilen erinnerte er sich, wie ruhig und zufrieden er früher doch gewesen war, nie in Angst und so behaglich, und das war immer so gemütlich in der Aneipe, wo er zu Mittag aß, und nach dem Essen machte man seine Billardpartie und rauchte seine Cigarre und dann die Marie — die Erinnerung an sein Glück und seine Freude stand vor ihm, plötzlich; und jetzt wußte er erst, wie glücklich er damals gewesen war — natürlich, ein moralisches Verhältniß war das ja nicht und die Ehe steht natürlich viel höher, und so ein Mädchen überhaupt, das ist eben ein ganz anderer Bildungshandpunkt.

Aber das wollte ihm nicht wieder aus dem Kopf gehen.

Sie war so ein hübsches Mädchen gewesen, etwas groß und vorgebeugt und von bleicher Gesichtsfarbe, aber so ein gutes, liebes Gesicht, große, runde Augenbrauen, und so sanfte, graue Augen.

Es fiel ihm ein, daß einmal ein Kollege ihm gesagt hatte: „Nehmen Sie sich in Acht, die Kleine spekulirt, daß Sie sie heirathen sollen.“

Jetzt wurde es ihm klar, das war es eigentlich zuerst gewesen, was ihn von ihr entfernte, nun ja, und dann war die Badereise gekommen.

Und nun wußte er, daß er mit ihr glücklich gewesen war. Er dachte nicht, daß das hätte Liebe sein können, Liebe, natürlich. . . . Es fiel ihm ein, war denn das eigentlich Liebe, was er für seine Frau fühlte?

Da kam ihm ein ganz anderer Gedanke.

Vielleicht hatte er die Marie geliebt, und er hatte es bloß nicht gewußt? Oder ob das überhaupt nur so eine Redensart ist, die „Liebe“. Es wurde ihm nicht recht klar, was er eigentlich meinte, und er hatte auch nicht recht den Muth, sich das klar zu machen; denn das war etwas ganz Neues, was noch Niemand gesagt hatte, und da schien ihm das eigentlich eine Dummheit zu sein, was er sich dachte. Wenn man liebt, das muß man doch merken und wenn er seine Frau nicht geliebt hätte, so hätte er sie doch nicht geheirathet! Auf das Geld hatte er doch nicht gesehen!

Dann machte er sich auch Gewissensbisse. Er hätte doch die Marie nicht so laufen lassen dürfen. Was war aus der zur geworden? Damals, als er das Verhältniß mit ihr angefaugen hatte, hatte er ja ganz kalkülirt, so bleiben thut sie ja doch nicht — einer muß doch den Anfang machen — ob ich's bin oder ein Anderer! Aber jetzt schien ihm das doch nicht mehr so ganz richtig zu sein. Und er dachte daran, daß er heute Morgen erst noch einen Leitartikel geschrieben hatte, der handelte von der sozialen Gefahr und von der Stellung der höheren Gesellschaftsschichten zu der Begehrlichkeit der unteren Klassen — und da hatte er auch davon gesprochen, wie die reichen Büßlinge ohne Gewissensbisse Mädchen aus der Arbeiterklasse verführten, und dadurch viel zu der sozialdemokratischen Verrohung der Massen beitragen; dabei hatte er sich eigentlich gar nichts weiter gedacht, als er das schrieb, aber jetzt fiel ihm ein, daß das doch eigentlich ganz sein Fall war!

So hatte er die Sache noch gar nicht angesehen, von der Seite.

Wenn er sie nur einmal wieder sehen könnte! — Aber sie selbst aufzufuchen, das ging doch wohl nicht!

Da traf er ganz zufällig mit ihr zusammen; er stieg mit Selma in die Pferdebahn und als sie sich niederlegten, sah er schräg gegenüber in der Ecke Marie; sie hatte ein großes Bündel vor sich auf dem Schooß; sie lieferte ab ins Geschäft.

Er war verlegen; er konnte sie doch nicht grüßen, denn dann hätte Selma ihn gefragt. Aber Marie half ihm. Sie that, als ob sie ihn nicht kannte. Uebrigens, sie sah ganz gut aus, hatte sogar etwas rothe Gesichtsfarbe.

Als der Wagen vor dem Geschäft vorbeifuhr, stieg sie aus.

Sie arbeitete also noch für die! Da konnte er sie ja leicht finden. Das befriedigte ihn so, daß er die Cigarrentasche herausnahm und eben eine Cigarre in den Mund stecken wollte, als ihm einfiel, daß das ja in der Pferdebahn verboten ist.

Es glückte ihm noch, an demselben Tag mit Marie zusammenzukommen. Selma ging zur Schneiderin und er ging zurück zum Geschäft und traf sie noch an.

Sie gaben sich die Hand. Marie war ruhig und nicht verlegen. Er fragte:

„Bist Du nicht böse auf mich?“

„Weshalb?“

„Du, da im Pferdebahnwagen!“

„Ach, wie kann ich darüber böse sein, das war doch Ihre Frau, die bei Ihnen sah, nu, da war's doch am besten, wir thun, als wenn wir uns nicht kennen.“

Er schämte sich vor ihr; sie war so gut und einfach — und wie hatte er gegen sie gehandelt!

Um etwas zu sagen, fragte er:

„Wie geht's denn jetzt, Marie?“

Das kam in ungeheurerm Ton heraus, und er wußte auch nicht recht, sollte er „Dir“ oder „Du“ sagen; deshalb ließ er das weg.

„Nu, ich denke, man muß eben zufrieden sein.“

Mit einem Male sagte es ihn tief. Er ergriff ihre Hand, mitten auf der Straße, hielt sie fest und fragte:

„Marie, kannst Du mir vergeben?“

Auch sie wurde wohl erregt. Er merkte, wie ihre Augen feucht wurden. Sie machte ihre Hand los und nach einer Weile antwortete sie:

„Es ist mir ja schwer geworden, zuerst; so bald hatt' ich's nicht gedacht; daß Du mich heirathetest, das hatt' ich ja nicht geglaubt, aber ich hatte geglaubt, ein bisschen länger sollt's dauern.“

Sie schwiegen und gingen neben einander her. Endlich raffte sie sich zusammen:

„Nu, jetzt is vorbei.“

Sie schwiegen wieder. Endlich fing er an:

„Und was meinst Du, willst Du so bleiben oder willst Du heirathen?“

„Ja, eine Partie hätte ich ja, ein Schlosser, aber

mit dem Heirathen, das geht nicht so; wenn der Eine nichts hat und der Andere nichts hat, das giebt 'ne bettliche Heirath.“

Ganz schüchtern sagte er zu ihr:

„Nicht wahr, Du weißt, wie ich's meine, und Du nimmst mir das nicht übel — das könnte ich Dir doch geben.“

Sie bedachte sich.

„Ja, mir wär's nicht angenehm, was zu nehmen — ich hab' Dich lieb gehabt und hab's aus Liebe gethan — aber da müßt' ich mal den Karl fragen, was der meint —“

„Weshalb denn der das?“

„Natürlich! Dem werd' ich doch nichts vorlügen, wenn er mich heirathen will!“

Er schämte sich wieder; als er sich verheirathet, hatte er seiner Frau nichts gesagt. —

Nach einigen Tagen bekam er einen Brief. Sie schrieb ihm, daß das doch ein unvernünftiger Stolz wäre, wenn sie das Geld nicht nehmen wollte, und er könnte es ja auch ganz gut entbehren; zweihundert Mark wären genug, und wenn sie reich wäre und er arm, so würde sie ihm ja auch geben.

Er schickte das Geld ab und dabei sagte er sich, daß er eigentlich doch sehr anständig handelte bei der Sache. In den ersten Zeiten zwar hatte er das Bewußtsein, daß das eine Lüge war, wenn er sagte „sehr anständig handeln“; aber im Laufe der Zeit gewöhnte er sich daran, das so zu betrachten, ebenso wie er sich an seine Frau gewöhnte, so daß er sich schließlich einbildete, er lebe glücklich mit ihr.

Und auf diese Weise lebte er denn.

Aus meinem „Bauernspiegel“.

Von Willibald Nagl („Deutsche Worte“).

(6. Fortsetzung.)

Da sind die älteren Bauersleute viel besser daran. Ob verheirathet oder nicht, in jedem Falle sind sie schon so „geheht“ geworden, daß sie das andere Geschlecht als solches nicht mehr belästigen. Sie leben in dem erhabenen Bewußtsein, daß sie jetzt „gescheid“ geworden sind. Die helle Wiederkeit triest wie Honigseim über ihre Lippen: sie wünschen einem jeden den „G'und“, gönnen ihm alles Gute, beleidigen Niemand durch ein scharfes Wort, und Jemanden was davonzutragen, was nicht ihnen gehört, könnte ihnen gar nicht einfallen. Und so thun sie denn nach allen Richtungen ihre Schuldigkeit. Untereinander, so im engsten Familienkreise — nicht, als ob man den Angehörigen alles entdeden müßte, sondern weil man da von sonst Niemandem gehört wird — kann man sich schon wieder „ausreden“, wenn einen was am Herzen liegt; was für ein Mensch der N. N. eigentlich ist, verdient hat er sich die Achtung und den Besitz nicht, womit er lebt, wie Gott in Frankreich, — hat ohnehin den und den betrogen u. s. w. Bei der Arbeit kann man trotz aller Rechtschaffenheit auch meistens „auf sein eigenes Sachen“ schauen, indem man den Rain schmälert; ei, was schadt's, eine Furche mehr! Den Zaun rückt man auch etwas hinaus, damit der Nachbar allein den unliebamen Feldweg leisten muß. Und wenn die eigenen Kinder auf einen fremden Obstbaum steigen und in der Nieseseile noch die zarten Zweige heruntertreten und abreißten, — wer wird sich aus solchen Kleinigkeiten was machen, hat vor vier Wochen auch des Nachbarn Kuh über den Rain hinübergelassen und ein paar saubere „Maulvöll“ herausgefressen. Da geht's ja gegenseitig, und jeder muß sehen, wie er zu „seinem“ Sachen kommt. Durch das lernen ja die „Geindel“ wirthschaften, wenn sie selber etwas herbeischaffen oder für sich um was schauen können; „was auf unserem Grund wächst, das gehört eh schon uns“, hat sich wohl eine unserer „braven“ Nachbarinnen gedacht, als ihre zwei Jungen vor ihren Augen unsere Aepfel vom Baume schüttelten: „ungeschickt, daß sie sich erwischen lassen, die Jungen“.

Etliche Zimmerleut vom Ort — „brave“ Männer — grüßen mich freundlichst, wenn ich des Weges komme, ziehen sogar den Hut herab; ich glaube, eine freundliche Anrede an sie richten zu müssen, frage z. B., was sie da machen? u. dgl. Sie geben höflichen Bescheid, — und wenn ich mich entferne, höre ich noch aus einiger Entfernung, wie sie über das spötteln, was ich zu ihnen gesagt. Sie glauben, alle Leute haben so stumpfe Ohren, wie sie selber. Natürlich, wär' ich ein Geistlicher, so wäre das eine Sünde, wegen der heiligen Weib; aber, so einen weltlichen Menschen. . . . „Vor unserem Herrgott ist er auch nicht mehr wie wir, und weh' thut ihm ja eine solche Kleinigkeit nicht.“ Das Weisthüm kennen sie nämlich nur am Körper und an Hab' und Gut. Oder ich treffe z. B. mit einem „braven“ Bauersmann zusammen, der mir verwandt ist. Er interessiert sich recht für mich, wundert sich, was doch dieses Studiren für einen feinen Kopf brauche und fragt um dies und jenes. Er zeigt bei meiner Auseinandersetzung die größte Aufmerksamkeit, sagt nach jedem meiner Sätze, „ja“, „ja so“, oder „ja, ja“ — und denkt dabei im Stillen nach, ob seine graue

Kuh mit Juni oder noch im Mai zum „Kälbern“ kommt. Gewiß nichts anders. — Etwas Komisches kann man öfter bei den Dreschern oder Schnittern beobachten. Diese fühlen sich maniermäßig verpflichtet, von der Mahlzzeit einen Rest übrig zu lassen, damit es nicht erscheine, als hätte die Hauswirthin zu sparsam gelocht. Wir wollen diesen Rest des „Manier-Neigel“ oder den „Manier-Broden“ nennen. Obgleich die Bäuerinnen diesen Brauch kennen müssen, so läßt sich doch manche von ihnen in ihrer Selbstsucht durch das Manier-Neigel bestimmen, nächstens weniger zu kochen, manche kocht schon von vorneherein sparsamer, — aber immer lassen die Drescher einen Rest übrig, und wenn sie noch hungrig wären, brummen sie dafür unter einander über den Geiz der Bäuerin, aber ihr sagen sie nichts. Den Rest wegzueissen gilt eben als Grobheit gegen die Hausfrau, und es ist ein Zeichen von der Macht der Manier, daß diese Neigel wohl auch in Familien ohne Dienstboten, wo also bloß die Eltern und Kinder beisammen sind, beobachtet wird, wobei Eins dem Andern das „Neigel“ vorschreibt, mit der Aufforderung: „No, so is aus!“ — obwohl jeder selbst gerne zugriffe.

In dieser „braven Verstellung“ bleiben sich Männer und Weiber ganz gleich. Nur in einem Punkte dürften diese den ersteren noch voraus sein; nicht in der Andacht, denn andächtig sind unsere Männer ebenso — sondern im „ungläubigen“ Verhalten gegen das, was über Andere Schlechtes kolportirt wird. „Du, Spanhoblerin, geh' her, ich muß Dir was stecken: Hörst, ich glaub' doch nicht, daß das sein kann, was mir heut' die Erstin gesagt hat: die Teiz Dießl wär' in der Hoffnung; ich thät's ihnen wirklich nicht wünschen, den Teizischen, sind ja doch sonst brave Leut' so weit.“ „Scherzin wart' ein wenig, laß' mich mit Dir geh'n, Du gelt, das kann doch nicht sein, daß die Schwendenweinleut' gestern gar so gestritten und geraußt hätten, — haben ja erst geheirathet, und „lediger Heit“ (im ledigen Stand) haben sie einander fortan so schön gethan!“ „Ja“, sagt naserämpfend die Scherzin, „ist nix d'rauf zu halten, was die jungen Leut' treiben vor'm Ehtand“. Und so wird von allen Menschen „ungläubig“ das Schlechteste verbreitet, aber „beleidig'n thooan i' ueamdn, o mein Gott beilei!“

Die alten Leute haben in der Regel nicht mehr die Kraft, um diesen Widerspruch zwischen Manier und Natur in sich fortzuführen. Entweder muß die Manier weichen, und es tritt dann die Natürlichkeit in ihrer Verkommenheit auf und zeigt sich als jene Bestie, die sie unter dem ungerechten Druck der Manier geworden ist. Ich kannte eine alte achtzigjährige Frau, deren graue Haare hätten Ehrfurcht einflößen sollen, die aber wegen ihrer fast unwillkürlichen Ausgelassenheit gefürchtet war. Während man ihr noch gegenüberstand, vergaß sie wieder, mit wem sie eigentlich zu thun habe; ihre Augen waren sehr schwach, ihre Füße konnten sie zur Noth noch tragen, — und doch stöberte sie alle Winkel des Hauses aus, ob man vor ihr nicht vielleicht einen guten Bissen versteckt habe, stieg unbemerkt sogar auf den Boden hinauf, von wo man sie dann, damit sie sich nicht zu todt falle, heruntertragen mußte, sie lästerte und schimpfte ihre Umgebung, wenn sie sich verkürzt glaubte, ja, in ihrem Zorn schritt sie zu den unanständigsten Entblödhungen und Gebarden!

Der zweitmögliche Fall ist so ziemlich der gewöhnliche: Es wird die Natur, auch die verdorbene, in den alten Leuten so schwach, daß dieselbe kaum mehr ein heimliches, von der Manier unabhängiges Leben fristen kann. Diese Leuten thun nach alter Gewohnheit fort, was sie durch so lange Jahre äußerlich getrieben und gemacht haben, sie werden von der Manier fast wie Maschinen bewegt und belebt. Sie sind gegen alle, mit denen sie reden, des Lobes voll; wenn man ihnen etwas giebt, können sie zwar nicht jenen energischen, raffinierten Widerstand entgegensetzen, der doch noch ein gutes Stückchen Naturkraft erfordert, aber desto fleißiger und überschwänglicher bedanken sie sich für das Empfangene. Sie stimmen jedem zu, noch bevor er ganz ausgerebet hat, sie möchten überall angreifen und mithelfen, wo gearbeitet wird, — obwohl sie nicht das Geringste im Stande sind. Von der „Schlechtigkeit“ (der geschlechtlichen) der jungen Leute scheinen sie gar nichts mehr zu wissen, sie leben ganz in der Gedanken- und Moralwelt des Zwangssystems, das für sie allerdings keinen Zwang mehr enthält. Freilich sieht ihnen dadurch die Außenwelt mit ihrem Treiben erst recht unverstanden und fremd gegenüber, sie werden bald enttäuscht und betrübt, bald wieder über die Mäßen überrascht durch allerlei unwichtige Dinge. Sie leben in dem Zustand, welchen man in meiner Heimath den „Wunder“ nennt. Ich habe zwar auch in den Städten „wunderliche“ alte Leute getroffen, aber so regelmäßig wie auf dem Lande tritt der „Wunder“ dort bei weitem nicht auf.

Man findet auch alte Landleute, welche, trotz anscheinender Gebrechlichkeit, noch kräftig genug sind, den Doppelmenschen in Manier und Natur mehr oder minder beizubehalten. Ich kenne eine solche Alte, deren erwachsene Kinder manchmal zu mir kommen und mir ihre Nothe klagen, die sie mit ihr haben. Dieselbe ist schon seit Jahren bettlägerig, obgleich ihr sonst nichts fehlt, als — das Alter. Sie „geht mit der Jahreszahl“. Nur wenn sie allein zu Hause ist, steht sie öfters auf und macht im Zimmer, selbst auf dem Boden, sich zu schaffen, eilt aber ins Bett, sobald Jemand kommt, — nur damit sie von Niemandem außerhalb des Bettes gesehen wird. Es ist nämlich ein Zug der bäuerischen Manier, vor

Anderen gerne tränkler, ärmer, überhaupt schwächer und „minder“ scheinen zu wollen, als man es ist, damit man nicht den Reib rege mache, damit man nicht „verschrien“ werde. Sobald nämlich eine Sache laut anerkannt und bewundert wird, ist sie dadurch leicht „verschrien“ und es geht abwärts mit derselben. Darum hört man selbst unsere reichsten Bauern in der Ebene, wenn sie „ordentlich“ sind, niemals groß thun, sondern meist lamentiren und klagen über die schlechten Zeiten, ja, sie zählen mit Vorliebe alle die kleinen Unfälle auf, von denen sie betroffen worden, und verschweigen dagegen die großen Vortheile, die sie gleichzeitig errungen. Obwohl nun unsere Alte gewiß ein geheimes Wohlgefallen daran hat, wenn man sagt, sie sei noch verhältnismäßig stark und gesund, so will sie's doch nicht gelten lassen. „Uh, mein Mensch, Du glau'st mir's halt nicht, wie's mir schlecht geht, Du glau'st mir's halt nicht!“ „Wie steht's denn mit dem Appetit?“ fragt unwillkürlich der Besucher. „Mit dem Appetit wär's so weit noch recht“ — sie kann bei ihrem lerngefunden Magen sogar noch die ordinären „Bürstel“ vertragen, einem 12-jährigen Jungen zum Trost — „aber halt das Augensicht, das ist ganz schwach, das Gedächtniß laßt nach, und Athem krieg' ich fast gar keinen“, letzteres wahrscheinlich von vielem Viegen. Denn gleichwie die jungen Leute das Beste zu leisten wähen durch unausgesetzte peinliche Arbeit, ohne Freude und Wohlgefallen, so glauben die alten Leute dem entsprechend, daß man sich desto mehr verschone, je mehr man liege. Um aber ungetadelt liegen zu können, muß man möglichst elend zu erscheinen im Stande sein. Bloß zum Vergnügen liegen sieht auch den Alten nicht gut an.

Auf ein Gläschen Schnaps hält diese alte Person „mitunter“ ein gutes Stück. Ihre Tochter bringt eine Flasche voll nach Hause, giebt davon in ein Gläschen und wässert diese Portion ein wenig, damit dieselbe der Mutter nicht zu stark wird, — und stellt die fast noch volle Flasche in den Kasten, den sie versperret. „Nehmt Ihr, Mutter, da hab' ich Euch was gebracht!“ Die Alte will nicht und läßt sich ungemein „ehren“ (siehe oben). Endlich kostet sie doch ein wenig und wieder ein wenig, die Tochter rückt ihr den Tisch, auf dem das Gläschen steht, näher an's Bett und geht fort, weil sie in der Nachbarschaft im Tagewerk ist. Sie denkt sich: wenn die Mutter allein zu Hause ist, wird sie das Gläschen schon leeren. Am Abend kommt die Tochter noch vor den anderen Hausgenossen heim und trifft die Mutter ganz verstimmt und fast ohnmächtig im Bett. „Einen Geistlichen“, ächzt die Alte, „einen Geistlichen!“ „Aber Ihr habt ja, Mutter, Guer Gläschen gar nicht geleert, trinkt doch ein bißchen, vielleicht wird Euch besser.“ „Uh, mein Mensch, ich kann nicht, ich mag nicht, — einen Geistlichen!“ ächzt die Alte wieder. So müssen denn die nöthigen Vorkehrungen getroffen werden, der Priester kommt richtig mit den Sterbefragmenten, — schon das zweite Mal diesen Monat. Nach vollzogener heiliger Handlung entfernt sich der Priester, die Kranke wird jetzt etwas ruhiger und schlummert ein. Die Tochter benützt diesen Moment, räumt das Hauswesen wieder zurecht und, indem sie den versperreten Kasten öffnet, bemerkt sie erst jetzt, daß die ganze Schnapsflasche geleert ist. Die Alte hatte nämlich nach gelöschtem Durst noch die Geistesgegenwart gehabt, den Kasten wieder zu sperren und den Schlüssel in sein Versteck zu geben!

Die Manier unterdrückt aber eine gegenseitige, unangenehme Aufklärung; zu dieser fühlen sich die willens-trägen Landleute zu schwach, und so kann eine solche Heimlichkeit und Verstellerei trotz derartiger Blamage noch immer fortdauern. So oft aber jetzt die Tochter für ihre Mutter Schnaps zu Hause hat, so nimmt sie seither den Kastenschlüssel mit sich. Als sie dies das erste Mal that, sprach sie vor dem Fenster. Die Alte stand auf, suchte den Schlüssel, und als sie ihn nicht fand, schlug sie so heftig mit der Faust an die Kastenthür, daß Schalen und Gläser, die oben auf dem Kasten standen, laut zu klirren angingen. So mächtig ist in dieser alten, bettlägerigen Person noch die heimliche Natürlichkeit neben der offen geübten Manier.

6. Wenn uns diese Alte schon annähernd das Beispiel einer wirklichen, beabsichtigten Verstellung zeigt, so haben wir ein solches Beispiel in der That an gewissen Simulanten vor uns, die sich taub stellen, wo sie etwas nicht hören mögen. In meiner Heimath habe ich in der kurzen Zeit, seit ich auf diese Art der Verstellung aufmerksam geworden bin, nur zwei alte Männer kennen gelernt, welche gelegentlich Schwerhörigkeit simuliren. Ein vierchrüdiger, gichtleidender Weiskopf kam etliche Stunden Weges daher und hat eine ältere Person unseres Hauses, die „sympathische“ Kur an ihm vorzunehmen. Sie wies ihn anständig ab, redete mancherlei mit ihm und er verstand alles. Weil er aber zudringlich war, so fuhr ich mit derber Rede drein: „Die Sympathiestud helfen ja nichts! Es ist besser, wenn's ohne Sympathiestud gut wird!“ Da sah er mich verblüfft an und wollte mich nicht verstanden haben. Bald ging er mühselig aus dem Hause und lehnte sich draußen an einen Baum, um zu rasen. Ich holte ihn zurück und bot ihm in meinem Zimmer einen Stuhl, damit er sich bequem ausruhe. Er folgte mir, weil er nun hoffte, seinen Zweck doch zu erreichen. Im längeren Gespräch bemerkte ich jetzt deutlich wie er, was er wollte, verstand, selbst als jene Frau vom Hofe etwas hereinrief, — während er, was ihm nicht behagte, überhörte, wobei ein verhohlener Groll aus seinen prüffiger Augen zu leuchten schien. — Ein bejahrter Bauer, den ich wohl kenne, hört oft diejenigen nicht

reden, welche er nicht recht leiden mag, oder gegen welche er einen momentanen Groll hat; hingegen hört er zu-fälliges Klirren der Löffel und Teller bis in den Hof hinaus, wenn sich die Bäuerin insgeheim Kaffee kochen will, — und hat sofort unter irgend einem Vorwand in der Küche zu thun. Und als einmal die Magd bei sich selber in die Worte ausbrach: „Gott — jetzt kommt er schon mit dem Vieh nach Hause und ich habe noch nicht eingestaut!“ so antwortete er drauf schon beim Thore herein: „Ja, warum schaut Ihr denn nicht dazu!“ — Eine ausgesprochene Simulantin hatte ich zu Schönkirchen im Marchfelde, wo ich durch vier Wochen in einem Bauernhause einquartirt war, zu beobachten Gelegenheit. Täglich zu Mittag drang die entstellte, dumme, männliche Stimme einer alten Bettlerin von dem Hausflur zu mir in's Zimmer. Die Bäuerin gab ihr nämlich gewöhnlich ein Mittagessen. Schon die ganze halbe Stunde vorher hörte ich sie regelmäßig die Gasse herauf von Haus zu Haus brummen und schnurren. Die Stimme war so störend und widerlich, ihre Bitte so — fast blasphemisch bigott, daß ich einmal erboßt meine Thüre aufriß und die Alte ein für allemal abschaffen wollte. Da stand mir ein gebeugtes, anscheinend schon ganz kraftloses Mütterchen mit ziemlich freundlichen Zügen gegenüber, das mein Mitleid erregte. Jetzt interessirte mich diese Person. Bald waren auch die Mägdle, die Bäuerin und etliche Soldaten um sie her; sie erzählte in Einem fort, und weinte und lachte hiezu je nachdem sie von ihren eigenen Reden und Erzählungen ergriffen wurde, — verzehrte aber dabei ohne Verzögerung nacheinander die vorgestellten Speisereize, immer dabei redend und brummend; aber was wir fragten, verstand sie nicht, und der am meisten schrie, den verstand sie am wenigsten. Zum Schluß wollte sie mit zwei Kreuzer, die ich ihr gegeben, die Zechen bezahlen, sie habe ja kein Täschchen, das Almosen aufzubewahren. Da natürlich Niemand im Kreise das Geld annahm, so schob sie cynisch ihre Schürze bei Seite, öffnete eine Falte ihres Unterrockes und hinter schmutzigen Fetzen ward ein linnenes Beutelchen sichtbar, in welches sie mit Mühe die zwei Kreuzer barg. Ein Gelächter entstand, die Mägdle wandten sich mit einem Schrei ab und die Alte grinste vergnüglich dazu. Die Bäuerin sagte im Weggehen nur wenig laut zu mir: „Man darf ihr nichts glauben, ich weiß, sie ist ein Gepad!“ Nun hätte Jemand den entrüsteten verständnißzeigenden Blick sehen sollen, den die Bettlerin der Bäuerin auf diese Worte hin nachschleuderte.

Ein so arger Simulant hätte mir in meiner Heimatsgegend schon längst müssen auffallen, — ich habe aber keinen getroffen. Nur in der oben gegebenen schwächeren Schattirung tritt hier die Simulation an, und obwohl ich mich nur an die gedachten zwei Männer erinnere, so habe ich doch den Eindruck, als ob sie in dieser Schattirung ziemlich verbreitet wäre. Leute, denen ich gegenwärtigen Passus vorlese, anerkennen den Gegenstand als einen bekannten. Gut stehen kann ich aber dafür, daß viele Leute auf dem Lande, obwohl sie eine Rede gehört und verstanden haben, nochmal „was?“ zu fragen gewohnt sind, und sich die Rede wiederholen lassen. Ich selber hatte den Unfug an mir. Der Grund dieser Unart liegt in einer unten zu behandelnden Reservirtheit, es thut einem wohl, wenn der andere zweimal reden muß, ehe er recht an Einen herankommt, und oft fragt man auch deswegen, um sich mittlerweile über die Entgegnung klar zu werden, welche auf des Andern Rede etwa nothwendig ist. Ein sofortiges, gerades, offenes Antworten wäre zu lebhaft, zu wenig maniergemäß, zu wenig gedämpft und regulirt. Aus dieser geringfügigen Simulation kann sich nun leicht in einzelnen Personen im Laufe der Jahre die stärkere entwickelt haben, indem dem „scheinthalben Ueberhören“ der Zweck beigelegt wurde, in einer dem Redenden ärgerlichen Weise sich der Schwierigkeit zu entheben, die in einer passenden Antwort oder in thätiger Befolgung der Rede bestanden hätte.

Berliner Arbeiter-Bildung.

Folgendes, einer kundigen Feder entstammender Aufsatz finden wir in der Berliner „Freien Bühne für modernes Leben“, einem Literatur-Blatt, das sich ausschließlich an bürgerliche Kreise wendet. Wir bringen die höchst interessanten Ausführungen des Verfassers hier un- verkürzt zum Ausdruck:

Das helle Jahrhundert . . . wie schön das klingt! Und wie düster dieses Jahrhundert in Wahrheit noch ist. Man sagt wohl, wir schritten auf eine Nachtwolke zu, eine große schwarze Gewitterwolke, deren Blitze in den Beginn der Aera nach Neunzehnhundert fallen würden. Und dabei wandeln wir doch selbst unausgesetzt im faust- dicken Nebel.

Das klingt, als wollte ich eine Philippika gegen die moderne Bildung vorbringen. Nichts liegt mir ferner. Ich möchte von unserer Bildung ein hohes Lied singen, nur mit etwas erweiterter Melodie, gespielt auf einer tieferen Saite. Blindheit, Finsterniß nicht in der Bildung meine ich, sondern über die Bildung, über die Verbreitung, den Umfang in Kleingeld innerhalb unserer großen und erfreulichen Menschheitsbildung. „Wir“ sind blind. Nicht die Gesamtheit „Mensch“, sondern jene Wir, die David Strauß zuerst zum typischen Begriff erhoben hat. Wir, die das Geld haben, Beethoven zu hören und Göthe wenigstens in einem sehr guten Ein- bände zu besitzen. Wir, die den Naturforscher feiern

müssen, weil wir ihn in unserm praktischen Erwerbsleben gar nicht mehr entbehren können. Wir, die wir Zeit haben, jede ästhetische, ethische, philosophische Mode mitzumachen. Zola'schen Realismus und Julius Wolff, Schopenhauer, Nietzsche, Tolstoi und den Spiritismus, eins nach und neben dem andern. Wir, von denen derselbe große Historiker und Stilist in seiner unbewußt ironischsten Stunde gesagt hat, daß dazu gehörten „nicht bloß Gelehrte und Künstler, sondern Beamte und Militärs, Gewerbetreibende und Gutsbesitzer.“ Wir sind blind, behauptete ich, weil wir uns nicht darüber unterrichten, wie eigentlich die Bildung sich ausbreitet, wo sie Wurzel schlägt, wo sie als siegreicher oder geschlagener Eroberer auftritt. Wir popularisieren — und meinen uns. Wir schelten auf das Populärisieren, das Halbgebildete erzeugt — und schelten auf uns. Wir verteidigen die moderne freie Weltanschauung gegen Gespenster, gegen widerstimmige Anachronismen — und sechten bei uns. Wir erklären diesen Verteidigungskampf im Strauß'schen Sinne für erledigt — und rechnen nach uns, ja in diesem Falle noch nicht einmal nach uns allen.

Ein markantes Beispiel soll zeigen, wie wahr das ist. Ich will etwas erzählen aus dem geistigen Leben der Berliner Arbeiterwelt. Ganz und gar nichts irgendwie politisch gefärbtes, sondern bloß etwas, was Bildungsprobleme betrifft. Aus den sogenannten Fachvereinen und Arbeiter-Bildungsvereinen, Vereinen, wo Arbeiter sich zusammensuchen zum Anhören von Vorträgen, zu Debatten über diese Vorträge, zu einer rein geistigen Thätigkeit während langer Stunden bis tief in die Nacht hinein. Nicht ein paar Arbeiter, sondern tausende. Und entsprechend ist die Zahl dieser Vereine eine unerhörte große. Der Beweis kann mit Leichtigkeit erbracht werden, daß der größte Theil der „Wir“ von der Existenz dieser Vereine kaum eine geringe, von ihrer Thätigkeit absolut gar keine Kenntniz hat. Man treibt dort Politik, Arbeiterpolitik, so viel weiß man. Es sind die berüchtigten Orte, wo der Arbeiter die kurzen Stunden, die ihm zur eigenen Fortbildung gelassen sind, mit Biertrinken und Schimpfen vergeudet, wo er sich an das nächtliche Wirthshausleben gewöhnt, der Frau und den Kindern das Geld verbraucht.“ So habe ich nicht nur aus böswilligem, sondern auch aus höchst wohlmeinendem Munde gehört, es sprach nicht die Absicht, sondern die einfache, nackte Unwissenheit. In unsern Zeitungen (die Arbeiterparteiblätter natürlich ausgenommen, die indessen aus allerlei Gründen größeren Schilderungen wenig Raum geben) sucht man vergebens treue Bilder. Wir schicken zu jeder Hundausstellung einen Reporter und zum Schützenfest mehrere, wir haben Raum für eine Portraitgalerie beispielsweise aller Berliner Kanzelredner bis zur freireligiösen Gemeinde herab aus der Feder eines feinen Zeichners; aber wir gehen an diesem Riesengebiet achtlos vorbei, das, wohlverstanden, durchaus nicht bloß politisch zu beleuchten ist, sondern überreichen Stoff bietet auch von den denkbar allgemeinsten Gesichtspunkten der Verbreitungsgeschichte moderner Bildung aus.

Nichts eigenartiger, als der Gesamttypus einer solchen Versammlung, seien es nun die Schuhmacher, oder die Bildhauer, die Gärtner oder die Tischler, oder auch das aus den verschiedensten Gewerben gemischte Publikum eines der großen allgemeineren Bildungsvereine. Die Sitzung beginnt spät, angefangen ist sie meist auf halb neun, aber es wird halb zehn, bis die Leute vollzählig sind. Erfreulich ist dieses Aufbleiben in die tiefe Nacht hinein nicht, es ist aber der letzte Ausweg unter den heutigen Arbeitsverhältnissen. Langsam füllt sich der Saal. Die Besucher kommen im Arbeitsrock, mit allen Spuren der harten Arbeit. Der gewöhnliche Reporter würde jetzt fortfahren, von den „herkulischen Gestalten, den trotzig flammenden Augen, der in der Tasche geballten Faust“ und wie die Phrasen alle lauten. Von alledem ist in Wahrheit nicht die Rede. Die Natur der Mehrzahl der Gewerbe und die ganze aufgezwungene ungesunde Lebensweise des Großstadtarbeiters ist nur zu wenig dazu angethan, herkulische Gestalten zu schaffen. Flammende Augen und geballte Fäuste gehören nicht hierher, denn ein wissenschaftlicher Vortrag ist angefangen, vielleicht ein ganz abgelegenes Thema, aber jedenfalls etwas, dem man Interesse entgegenbringt, weil es „Bildung“ schafft. Fehlen aber die Theaterflammen, so herrscht dafür etwas anderes: ein stäter Ernst, eine Anteilnahme an dem Gebotenen, wie sie mir aus anderen Kreisen in der That nicht bekannt ist. Lautlose Stille, so lange der Vortrag dauert. Nach dem Vortrage eine oft stundenlange, gut geregelte Debatte, in der einzelne Mitglieder der Vereine vortrefflich reden; in der Debatte aber herrscht ganz und nur der Arbeiter, mit improvisirter Rede; natürlich fehlen die wohlmeinenden Schwärmer nicht, die kein Ende finden können; aber sie sind überall, und das Bezeichnende ist unbedingt das Gegentheil: die verhältnismäßig große Anzahl der wirklich guten naturwüchsigen Redner. Die Geschäftsordnung wickelt sich meist glatt ab, hier zeigt sich die politische Schule, der organisatorische Geist, dem diese Vereine ursprünglich entwachsen sind. Getrunken wird in der Regel unglaublich wenig, es ist nicht der Rede werth. Daß dieses allgemeine Bild Ausnahmen erleidet, ist klar. Aber ich habe zu viele Versammlungen mitgemacht, um nicht die Regel davon trennen zu lernen. Vor allem darf man auf die gewöhnliche stille Vereinsthätigkeit niemals beziehen, was öffentliche Versammlungen, die das Politische beherrscht, vorführen. Nur offensbare Böswilligkeit wirft das alles in einen Topf. —

Nun von der geistigen Nahrung selbst, die in den Vorträgen geboten, in den Debatten verarbeitet wird. Ich persönlich habe Vorträge gehört, über geschichtliche, uationalökonomische, ästhetische, naturwissenschaftliche und schließlich ethische und freireligiöse Gegenstände — ein sehr weiter Kreis. Ein paar Punkte, die mir so oft aufgefallen sind, daß ich sie für entscheidend halte, will ich erwähnen. Ein sehr großes Interesse wird naturwissenschaftlichen Stoffen entgegengebracht. Vor allem ist es hier die Forschung Darwin's, die man nicht müde wird, sich vortragen zu lassen, so wenig erschöpfend auch die Behandlung der Spezialfragen naturgemäß sein kann. Die Entwidlung des menschlichen Embryo, die Gestaltung des organischen Lebens auf der Erde im Lichte der modernen paläontologischen Forschung, die allgemeinen Umrisse der physiologischen Enträthselung des Gehirns, und Verwandtes habe ich nicht nur als Vortragsthema behandelt gesehen, sondern ich habe auch improvisirten Diskursionen darüber beigewohnt, die unzweideutig bewiesen, daß die Zuhörer jedem Sage gefolgt waren.

Auf ästhetischem Gebiete ist der moderne Realismus entscheidend. Jene Schreier, welche sich gegen den realistischen Zug der projektirten Berliner Volksbühne wandten und sehr eindringlich betonten, daß der Arbeiter von dieser nur für literarische Feinschmecker erfundenen Richtung keine Ahnung habe, fehlte selbst jede Ahnung davon, daß seit geraumer Zeit Vorträge über Ibsen, Tolstoi, Zola zum beständigen Repertoire unserer Fach- und Bildungsvereine gehören, und daß die Werke dieser Männer bereits eine Macht unter den Arbeitern geworden sind, die mit unsern Klassikern ringt. Belreuzige man sich je nach Beschmaad vor dieser Thatsache, aber beläge man sich nicht, indem man sie leugnet! Eine uner-schütterliche Stelle im Herzen unserer Arbeiter und entsprechende Bedeutung für die Vereinsreferate besitzt Heinrich Heine, dessen Jubelthum hier belanglos wird neben dem Gefühl der Anhänglichkeit an den Mitkämpfer für Geistesfreiheit; denn man liest die Werke des Mannes, nicht die Schmähartikel der Zeitungen und Geschichtsbücher über ihn.

Sehr eigenartig ist die Stellungnahme der Berliner Arbeiterschaft zur freireligiösen Bewegung. Während theoretisch vielfach Front gemacht wird gegen jede Theilnahme am religiösen Kampfe der Gegenwart, lebt und webt man praktisch in diesen Fragen. Arbeiter bilden die Masse in den speziell dieser Bewegung gewidmeten „Gemeinden“ und Gesellschaften. Unaufhörlich, bei den verschiedensten Gelegenheiten drängt die Debatte in den Vereinen der Religionsfrage zu. Hier ist das letzte Wort noch lange nicht gesprochen. Tüchtige Kräfte bemühen sich inzwischen, das Negative nicht einseitig ausarten zu lassen und suchen Gehör für eine neue, natürliche Begründung der Ethik.

Die Redner sind von sehr verschiedener Güte. So groß Berlin auch ist, so reiche Kräfte es in sich schließt: die Zahl derer, die in diesen Arbeitervereinen nicht politische, sondern rein wissenschaftliche Vorträge halten wollen, ist im Verhältniß merkwürdig gering. Mißtrauen herrscht auf beiden Seiten. Der Arbeiter hat Angst vor verfrachten Literaten, vor jungem Strebertum, das nichts zu verlieren, aber auch nichts zu bringen hat. Und es ist nur zu wahr, daß es sich hier um die verantwortlichste Sache handelt. An diesen Posten gehört alles andere eher, als grünes Dilettantentum. Auf der anderen Seite fehlt wohl weniger die gute Absicht, als die Fählung überhaupt mit der Arbeiterschaft. Wie viele möchten ihre Wissenschaft in populärer Fassung dem Volke vortragen. Aber wo ist das Volk? Sie kennen es nicht. Wo sind in einer Stadt mit so viel Ärzten die Männer, die in ernster, gewissenhafter Weise populäre Medizin zum Thema von Arbeitervorträgen machen? Ganz vereinzelt kommt es einmal vor, aber ganz anderes thäte noth. Wie viel Berliner Ärzte überhaupt wohl einmal in einem Fachverein einer Sitzung beigewohnt haben? Man geht überall hin, bis zu der Heilsarmee und den Spiritisten, nur hierher nicht.

Vielleicht nirgendwo im öffentlichen Leben der Gegenwart erscheint die Bildung so sehr als selbstthätig weiterwühlende Naturmacht, wie in diesen Bildungsvor-suchen der Berliner Arbeiterschaft. Ihre Geschichte, schwer zu schreiben, aber werth, daß sie geschrieben wird, wäre eins der interessantesten kulturgeschichtlichen Dokumente. Leute, die uns die Weltgeschichte aus Parabeln verdeutlichen, haben auf Aehnlichkeiten hingewiesen, die zwischen den Vereinigungen moderner Arbeiter und den ersten Anfängen christlicher Gemeinden vor Constantin merbar seien. Es läuft immer viel hohle Analogiephrase bei solchen Parabeln mit unter. Aber gewiß ist ein fundamentaler Unterschied vorhanden in der Stellung zur Bildung, zur Kunst, zur Wissenschaft. Das Christenthum stand feindlich zu den Anfängen naturforschenden Geistes, der sich in der Zeit regte, wie zu dem hellenischen Schönheitskultus. Der moderne Arbeiter hat Sinn für unsere moderne Kunst, Sinn für unsere aufklärende Wissenschaft, und wo seine Ethik eine neue und freie ist, da sieht sie in erster Linie im Bunde mit der Bildung.

Der Kapitalwerth des ländlichen Grundbesitzes.

g. Die Arbeit, auf die Bebauung des Grund und Bodens (zur Erzeugung pflanzlicher und thierischer Rohstoffe) angewendet, giebt einen Ertrag von bestimmter

Höhe. Vom Standpunkt des privaten Grundeigenthums aus ist jedoch dieser Ertrag nicht Ertrag der Arbeit, sondern vielmehr Ertrag des Bodens und kommt darum „von Rechts wegen“, d. h. eben in Folge dieses privaten Eigenthumsrechtes, dem Grundeigenthümer zu. Wenn nebst anderen Kosten auch die Arbeitslöhne von diesem Ertrage abgezogen sind, so bleibt der „Reinertrag“ oder die Grundrente im weiteren Sinn des Wortes übrig.

Der Grundeigenthümer bewirthschaftet seinen Besitz entweder in eigener Wirthschaft, oder er giebt ihn gegen einen jährlichen Pachtzins, welcher ungefähr dem Reinertrag entspricht und darum vielfach selbst Grundrente genannt wird, in Pacht. Bei der Verpachtung stellt es sich ganz deutlich heraus, daß der Grundeigenthümer die Rente aus dem bloßen Rechtsgrunde des Eigenthums bezieht und man kann daher die Grundrente am besten als denjenigen Theil des jährlichen Produktionsertrages bezeichnen, welcher dem Grundeigenthümer kraft eben dieses Eigenthumsrechtes am Grund und Boden zukommt.

Der Boden wird also als ertraggebend angesehen, und giebt seinem Eigenthümer ein (arbeitsloses) Einkommen von bestimmter Höhe. Vom Standpunkt des Privateigenthümers aus ist der Grund und Boden wirklich Kapital: „die dauernde Grundlage einer Nutzung, welche Geldwerth hat“, wie Herrmann, der angebliche deutsche Ricardo das Kapital roh-empirisch definiert.

Wenn z. B. der Reinertrag oder die Grundrente eines Hektar guten Ackerlandes = 100 Mk. und der landesübliche Zinsfuß = 4% beträgt, so hat dieser Hektar einen Kapitalwerth von 2500 Mk. und wird in dieser Beziehung wie ein Börsenpapier angesehen, das 4% bringt. Nach diesem Kapitalwerth wird der Grund und Boden, seitdem er mobil, Gegenstand von Kauf und Verkauf geworden ist, auch verhandelt und ist, namentlich wenn die Grundrente „anzieht“, auch Gegenstand der Spekulation. Ein Steigen der Grundrente von nur 20 Mk. wirft den Kapitalwerth um ganze 500 Mk. hinauf.

Je niedriger der Arbeitslohn ist, desto höher stellt sich natürlich die Grundrente und demzufolge auch der Kapitalwerth des Grundbesitzes. Man erinnert sich, wie im letzten Sommer eine Notiz durch die Zeitungen ging, daß ein schlesischer Großgrundbesitzer sein Gut durch Insuperat zum Verkauf aus-geboten und unter den vortheilhaftesten Qualitäten desselben auch den Umstand angeführt hatte, daß daselbst Tagelöhner zu 35, 40 und 45 Pfennig genug zu haben seien. Er bot also mit dem Gute selbst auch die wohlfeilen Tagelöhner zum Verkauf aus. Wenn in Folge dieser elenden Löhne der Reinertrag des Gutes 20 000 Mark erreicht, so betrug der Kapitalwerth desselben (zu 4% kapitalisirt) = 500 000 Mk. Wären die Arbeitslöhne 2-3mal höher, so würde der Reinertrag vielleicht nur 12 000 Mk. und demzufolge der Kapital- oder Reinertragswerth des Gutes nur 300 000 Mk. betragen. Der Gutsbesitzer verkauft also die Tagelöhner jener Gegend um 200 000 Mk. oder mit anderen Worten: im Reinertrag von 20 000 Mk. sind die elenden Löhne voraus-gesetzt und im Kapitalwerth von 500 000 Mk. ist ein nicht bezahlter Arbeitslohn von jährlich 8000 Mk. kapitalisirt enthalten.

Der Gutsbesitzer hätte ebenfalls neben den niedrigen Arbeitslöhnen auch noch die Schutzzölle für Getreide und Vieh, Viehsperre und demzufolge die hohen Getreide- und Viehpreise anföhren können. Denn diese beeinflußen die Höhe des Reinertrags namentlich beim großen Grundbesitz sehr wesentlich und ihre Wirkung geht ebenfalls kapitalisirt in den Kaufpreis oder Reinertragswerth des Gutes über. Wenn der Reinertrag in Folge dieser „sozialpolitischen Maßregel zur Abhilfe der landwirthschaftlichen Nothlage“ um 2000 Mk. höher steht, so realisirt der Verkäufer diesen Vortheil mit 50 000 Mk. Alsdann profitirt der Käufer nichts von diesen Schutz-zöllen, denn er hat ihre Wirkung schon kapitalisirt im Kaufpreis bezahlen müssen. Er wird darum, um auch Antheil an dieser „Rettung des Grundbesitzerstandes“ zu haben, eine Erhöhung der Schutzzölle verlangen und sich natürlich aus allen Kräften gegen eine Ermäßigung derselben sträuben müssen. Wenn die Schutzzölle auf die Hälfte herabgesetzt werden sollten, so würde der neue Besitzer des Gutes nicht bloß jährlich 1000 Mk., sondern er würde am Kapitalwerth desselben 25 000 Mk. ein-büßen. Es ist ganz gut möglich, daß die Herren Grundbesitzer vom Staat eine Entschädigung verlangen, wenn es einmal dazu kommen sollte, daß die landwirthschaftlichen Schutzzölle ermäßigt oder gar abgeschafft werden. Es ist auch keineswegs ausgeschlossen, daß diese Leute ihre Forderung durchsetzen würden; und alsdann hätte das ganze nicht Grundbesitzende Volk das Vergnügen, die Zinsen für eine erhöhte Staatsschuld durch Steuern aufzubringen, nachdem es vorher die Schutzzölle durch höhere Lebensmittelpreise bezahlt hatte. Jedenfalls ein trefflicher Abschluß der 1879 inauguirten Sozialpolitik von Bismarck!

Beim bäuerlichen Grundbesitz tritt noch ein anderes den Kapitalwerth des Grund und Bodens mitbestimmendes Moment hinzu. Der Bauer ist zwar Besitzer und Arbeiter zugleich, aber er handelt in jeder Beziehung als Besitzer, als Grundeigenthümer. Deshalb muß es ihm darauf ankommen, den Reinertrag und demzufolge den Kapitalwerth seines Gutes recht hoch erscheinen zu lassen. Das geschieht dadurch, daß er für sich und die Arbeit seiner Familienangehörigen keinen (Geld-) Lohn ausrechnet. Es geschieht ferner dadurch, daß er sich mit einer elenden Lebenshaltung begnügt, mit Kartoffeln und Cichorienbrühe vorlieb nimmt,

um die besseren Lebensmittel (Milch, Fleisch, Eier etc.) zu verkaufen. Der Bauer sieht alles als Reinertrag seines Gutes an, was er über die bloße Fristung seines Lebens hinaus ausbringt. Er schafft auch keine Maschinen und selbst keine besseren Feldgeräthe an, so lange er durch verlängerte Arbeitszeit und durch die schonungslose Ausbeutung jugendlicher und weiblicher Arbeitskräfte den nämlichen Zweck erreichen kann. „Arbeitsamkeit und Sparfamkeit“ sind ja bekanntlich die „angeborenen Tugenden“ des Bauernstandes.

Noch einmal: Der Bauer sieht als Ertrag des Bodens an, was Ertrag der Arbeit ist. Wenn in Folge eines auf diese Weise falsch berechneten Reinertrages der Kapitalwerth eines Bauerngutes 50 000 Mk. beträgt, so ist in diesem Kapitalwerth die nicht bezahlte Arbeit und die elende Lebensweise des Bebauers und seiner Familie mitenthalten. Wenn der Bauer für sich selbst einen entsprechenden Geldlohn und auch die Arbeit seiner Familienangehörigen in Anschlag bringen wollte, wenn er ferner die Lebenshaltung erhöhen und sich nicht mehr mit Kartoffeln und Eichorien begnügen wollte, so würde der Reinertrag seines Gutes vielleicht nur 1200 Mk. und demzufolge der Kapitalwerth bloß 30 000 Mk., also 20 000 Mk. weniger betragen.

Wer mit den tatsächlichen Verhältnissen nicht bekannt ist, wird sagen, es könne für den Bauern gleichgültig sein, ob er sich einen Arbeitslohn anrechne oder nicht, denn im letzteren Falle müsse dieser nicht berechnete (Geld-)Lohn im Reinertrag erscheinen und dem Bauern auf diesem Wege zu gute kommen. Das ist jedoch durchaus nicht der Fall. Denn je höher der falsch berechnete Kapitalwerth des Bodens steht, desto größer ist auch die hypothetische Verschuldung. Aus zwei Gründen. Erstens ist der Grund und Boden in Folge des freien Eigenthumsrechtes mobil, Gegenstand von Kauf und Verkauf. Fast jeder Grundbesitz hat die Hand gewechselt, mitunter ist er sogar durch eine ganze Reihe von Händen gegangen, namentlich in der sogenannten „guten Zeit“, wo Grundwerthe wie Börsenpapiere mit steigender Tendenz verhandelt wurden. Ein sehr großer Theil der Bauern hat also sein jetziges Heimwesen gekauft, zu diesem hohen und falsch berechneten Kapitalwerth an sich gebracht. Der Kauf von Grundbesitz findet fast ohne Ausnahme auf dem Wege statt, daß nur ein kleiner Theil der Kaufsumme baar bezahlt, der übrige Theil aber als Hypothek eingetragen wird. Ein Beispiel. Wenn das vorhin erwähnte Bauerngut wirklich um 50 000 Mk. gekauft worden ist, so sind vielleicht 5000 Mk. baar bezahlt worden, mit 30 000 Mk. war das Gut schon von früher her hypothetisch belastet und die übrigen 15 000 Mk. wurden nun bei Anlaß des letzten Kaufs als Hypothek eingetragen, so daß das bäuerliche Gut jetzt mit 45 000 Mk. hypothetisch belastet ist.

Aber auch da, wo der Bauer sein Heimwesen nicht durch Kauf an sich gebracht, sondern ererbt hat, haben doch Miterben ausgerichtet werden müssen. Angenommen, der Bauer habe 3 Geschwister auslaufen müssen. Die hypothetische Belastung habe damals ebenfalls erst 30 000 Mk. und der Schätzungswert des Gutes 50 000 Mk. getragen, so mußte jedes der 3 Geschwister mit 5000 Mk. abgefunden werden. Diese Abfindung oder Ausrichtung von Miterben findet ebenfalls auf dem Wege der hypothetischen Belastung des Gutes statt, so das auf demselben nun eine Grundschuld von 30 000 + 3 mal 5000 = 45 000 lastet.

Zur Verzinsung dieser Grundschuld hat der Bauer nun alljährlich 1800 Mk. aufzubringen. 200 Mk. mag er als Zins für sein eigenes Vermögen von 5000 Mk. oder als Unternehmerrginn (wegen des Betriebskapitals) anziehen, aber wenn die Ernte schlecht ausfällt oder wenn er Unglück mit seinem Viehstand hat etc., so bleibt ihm nicht nur nichts übrig, sondern er kann sich noch glücklich schätzen, wenn er nicht neue Schulden machen muß und zuletzt den Wucherern in die Hände fällt.

Der Bauer, der früher für sich keinen Arbeitslohn anrechnete, um den Reinertrag und demzufolge den Kapitalwerth seines Gutes recht hoch erscheinen zu lassen, muß jetzt, gezwungen, auf diesen Arbeitslohn verzichten

— er muß ihn zur Verzinsung der im nämlichen Maßstabe angewachsenen Grundschuld hingeben. Der Bauer hat früher mit Absicht „gespart“, jedenfalls um den Reinertrag seines Heimwesens recht hoch erscheinen zu lassen, jetzt spart er nothgedrungen, aber am Ende des Jahres hat er nichts Erspartes vor sich, er hat alles zur Verzinsung der Hypothekenschuld hingeben müssen.

Wenn daher der Bauer klagt, es gehe ihm noch schlechter als dem Arbeiter, er schlage nicht einmal den Arbeitslohn eines Anechtes heraus, wenn er ebenfalls darüber schimpft, daß der Staat für die Gefangenen Fleischloft einführt, während er selber mit Kartoffeln vorlieb nehmen müsse, so weiß man, was das zu bedeuten hat. Das sind freilich traurige Zustände und namentlich die Familie des Bauern, seine Frau und Kinder sind zu bedauern, aber die Bauern sind selbst daran Schuld. Als die Lebensmittelpreise in den 60er und 70er Jahren in Folge der Entwicklung der Industrie des Anwachsens großer Städte und verbesserter Verkehrsmittel so stark in die Höhe gingen, da wäre es den Bauern ein leichtes gewesen, ihre Lebenshaltung entsprechend zu erhöhen, sie haben dies jedoch nicht gethan. Als Grundeigentümer kam es ihnen nur darauf an, die Grundwerthe recht in die Höhe zu treiben und jetzt haftet in Folge von Kauf und Verkauf, Erbgang, bisweilen auch in Folge von Leichtfinn und Unwirthschaftlichkeit diese Erhöhung des Grundwerths als Grundschuld auf dem heutigen Grundbesitz.

Im Kapitalwerth des bäuerlichen Grundbesitzes ist also ein Betrag für die nicht berechnete Arbeit des Bauern und seiner Familie kapitalisirt enthalten, nicht nur für die bereits gethane Arbeit, sondern auch für die erst noch zu leistende Arbeit. So lange der Grundwerth und demzufolge die hypothetische Belastung des bäuerlichen Grundbesitzes so hoch steht, wird der Bauer nie einen Arbeitslohn heranschlagen. Im nämlichen Augenblick aber, wo dies der Fall sein sollte, würde der Bauer wiederum von einem höheren „Reinertrag“ und demzufolge von einem höheren Kapitalwerth seiner Liegenschaft sprechen. Er kommt eben nicht aus der Haut des Grundeigentümers heraus; alles was er mit seiner Arbeit dem Boden abringt, ist nach seiner Anschauung Ertrag des Bodens. Was er für sich selber braucht und ebenfalls die Arbeitslöhne, die er seinen bezahlten Arbeitern zu geben gezwungen ist, gehört zu den Kosten dieses Ertrags und diese müssen daher so niedrig wie möglich gehalten werden, damit ein recht hoher „Reinertrag“ übrig bleibt.

Der Bauer besitzt neben seinem Grundeigenthum auch noch ein Betriebskapital von bestimmter Höhe: Viehstand, Feldgeräthe etc. Je nach der Größe der Wirthschaft und Intensivität des Betriebes wird die Größe des Betriebskapitals (in Geld ausgedrückt) auf $\frac{1}{5}$ — $\frac{1}{3}$ des Grundwerths angegeben. Bei dem vorhin erwähnten Bauerngut mit einem Kapitalwerth von 50 000 Mk. würde ein Betriebskapital von 6—10 000 Mk. nothwendig sein. Bei einer richtigen und kaufmännischen Berechnung des Reinertrags würde vom Gesamtertrag der Liegenschaft ein Posten für die Verzinsung des Betriebskapitals in Abrechnung gebracht werden müssen. Da namentlich mit dem Viehstand ein hohes Risiko verbunden ist, so müßte der Prozentsatz mit dem sich dieses verzinst, mindestens 6 pCt. betragen.

Wenn man jedoch nachsieht, so findet man, daß der Bauer diesen Faktor nicht berechnet. Er sieht auch den Ertrag seines Betriebskapitals als Ertrag seines Bodens an, schätzt also den Reinertrag und demzufolge den Kapitalwerth desselben viel zu hoch. Man hat neuerdings genaue Berechnungen aus den Wirthschaftsbüchern bäuerlicher Grundbesitzer angestellt, um den wirklichen Reinertrag und in weiterer Linie den Kapitalwerth ihrer Liegenschaften zu berechnen und mit dem gegenwärtigen Schätzungswert derselben in Vergleichung zu bringen. Die Resultate waren frappant genug. Ueberschätzungen von 25, 30, 40 und selbst 45 pCt. wurden nachgewiesen, auch wenn man die niedrigen Löhne der landwirthschaftlichen Arbeiter bestehen ließ und sich, wie gesagt, ganz genau an die Wirthschaftsbücher hielt, dafür aber

dem Bauern und seinen arbeitenden Familiengliedern ebenfalls einen entsprechenden Arbeitslohn aussetzte und ebenfalls auch eine Verzinsung des Betriebskapitals in Anschlag brachte.

Im Kapitalwerth des bäuerlichen Grundbesitzes ist, wie schon gesagt, auch der Ertrag des Betriebsinventars kapitalisirt enthalten. Diesen durchaus falsch berechneten Bodenwerth, der eine ganze Anzahl fremdartiger Elemente in sich enthält, nimmt der Grundstüchthandel zum Maßstab. Man fragt sich, wie es möglich sei, daß der bäuerliche Grundbesitz zu diesem so außerordentlich überschätzten Kapitalwerth Käufer findet. Es ist der „Landhunger“, der Drang, um jeden Preis Besitzthum zu erwerben, der das ermöglicht. Wer Land kaufen will, muß sich zu diesem geltenden Verlehrswerth herbeilassen, oder er kriegt nichts zu kaufen. Er muß von einem Arbeitslohn für sich und seine Familienglieder und ebenfalls auch von einer Verzinsung seines Betriebskapitals absehen und die bekannte „Sparfamkeit“ zur Voraussetzung machen. Er muß sich mit einem andern Worte in den Dienst der Hypothekengläubiger stellen, denn wenn sich nicht bei jedem Verkauf z. B. bei Anlaß der Subhastation ein so laustufiges Publikum herandrängen würde, so würde vielleicht $\frac{1}{3}$ und selbst $\frac{1}{2}$ aller Hypotheken ausfallen, verloren sein für die Besitzer derselben, aber gewonnen für die Arbeit, den Fleiß und die Betriebsamkeit des Bebauers und seiner Familie.

Dieser durchaus falsch berechnete Kapitalwerth ländlichen Grundbesitzes ist die Ursache der sogenannten landwirthschaftlichen Nothlage. Aber die Grundbesitzer suchen die Ursache nicht in diesem Umstände. „Die Landwirthschaft rentirt sich nur zu 2 pCt.“ sagen sie. Es giebt keine größere Verdrehung der Thatfachen. Der Reinertrag ist (unter der Voraussetzung des Grundeigentums) das gegebene, der Kapitalwerth ist ein konstruirtes, Abgeleitetes. Der Kapitalwerth richtet sich nach dem Reinertrag und nicht umgekehrt der Reinertrag nach dem Kapitalwerth. Wer also sagt, die Landwirthschaft rentire nur 2 pCt. und meint, sie solle sich zu 4 pCt. rentiren, braucht nur den Kapitalwerth des betreffenden Gutes um die Hälfte herabzusetzen, dann rentirt es sich zu 4 pCt. Aber als Grundeigentümer verschließen sich die Leute dieser unlieblichen Wahrheit. Sie rufen den Staat um Hilfe, daß er die Voraussetzungen des falsch berechneten Grundwerthes künstlich, d. h. auf dem Wege der Gesetzgebung, stütze und die Getreide- und Fleischpreise durch Schutzzölle und Viehsperren hochhalte. Die Einführung von Chinesen wäre eine andere wirksame Maßregel gewesen, um eine weitere Voraussetzung eines hohen Kapitalwerth des Grundbesitzes, nämlich die niedrigen Arbeitslöhne, beizubehalten. Die Beschränkung der Sachfengängerei in den östlichen Provinzen wäre aus denselben Gründen eine sehr „wirksame sozialpolitische Maßregel“ zur Abhilfe der „landwirthschaftlichen Nothlage“.

Die Thatfache eines durchaus falsch berechneten Kapitalwerthes des ländlichen Grundbesitzes, der außerdem noch durch gesetzliche Maßregeln künstlich gestützt wird, zeigt jedenfalls, was für ein großer Fehler die Verstaatlichung des Grund und Bodens durch Ankauf zu dem bisherigen Verlehrswerth sein würde, ein Fehler, der in England bekanntlich bereits begangen worden ist, wo man zu diesem Zwecke große Credite angelegt hat. Erri müssen die natürlichen und künstlichen Voraussetzungen dieser kolossalen Ueberschätzung wegfallen, die Schutzzölle etc. müssen aufgehoben sein, die Arbeitslöhne und die Lebenshaltung des landwirthschaftlichen Arbeiterstandes müssen erhöht werden, ehe der unter normalen Umständen zu erzielende Reinertrag festgestellt werden kann. Nach diesem hätte sich der „natürliche Preis“ des Bodens zu richten. Das würde selbstverständlich einen großen Preissturz aller Grundstücke und den Ausfall riesiger Hypothekensummen bedeuten.

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein

Cigarren-Geschäft.
Carl Lehmann,
Brunnenstr. 83, dicht am Humboldthals.

Quittungsmarken & Kautschukstempelfabrik
von
Conrad Müller
Schkenditz-Leipzig
empfehle ich allen Arbeitervereinen, Krankenkassen u. s. w.
Ausführung sauber und schnell.
Preislisten gratis und franko.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.
1 Saal zu Versammlungen und
2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.
Herrmann Wuttke,
Friedrichsbergerstr. 24 pt.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

Cigarren und Tabake.
Benno Stabernack, Wrangelstr. 85.

Große Versammlung
des Berliner Arbeiter-Bildungsvereins
am Montag, den 13. Oktober, Abends 8 Uhr
im Lokal Schwedterstr. 23-24.

Tagesordnung:
1. Vortrag des Herrn Peus über Charles Fourier Sozialismus. 2. Diskussion. 3. Abrechnung des Kassirers und Berichterstattung der Revisoren. 4. Verschiedenes und Fragelasten.
Der wichtigen Tagesordnung halber ist es Pflicht eines Jeden in dieser Versammlung zu erscheinen. Gäste sind willkommen.

Der Vorstand. J. A. F. Kaasch.

Im Verlage der Germania, Alt.-Ges. für Verlag und Druckerei, Berlin C., Stralauerstr. 25 ist soeben erschienen:

Zwölf Jahre Sozialistengesetz.
Ein Beitrag zur Geschichte des Sozialistengesetzes und der sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland. Gr. 8o, 100 Seiten.
Preis 1 Mark.

Als Nachschlagebuch wird dieses Werk für Politiker jeder Parteistellung von hohem Werth sein. Zahlreiche Anlagen, enthaltend die auf die Materie bezüglichen Aktenstücke, erleichtern den Ueberblick. Gegen Einsendung des Betrages versenden wir portofrei.

Verantwortlicher Redakteur: **Conrad Schmidt**, Berlin. — Verleger und Drucker: **Mauver, Werner, Dimnick**, sämtlich in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.
von
J. Meyer
Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1,
(in der Ecke bei der Mantelstraße).

Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.
Doppelbügelige Lorbeerkränze von 50 Pfg. an.
Toppflanzen, Bouquets etc. gut u. billig

Albert Auerbach,
Berlin S., Gottbuscher Damm 7.
Schuh- und Stiefel-Lager
für Herren, Damen und Kinder.
Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Zur Winter-Saison
mache ich meine werthen Freunde und Genossen auf mein reichhaltiges Lager in

Holz- und Filz-Schuhe
sowie Pantoffeln
aufmerksam. Fabrik und Lager aller Sorten Holz-
Pantoffeln. Engros-Verkauf.
Chr. Geber, Draniensstr. 4.